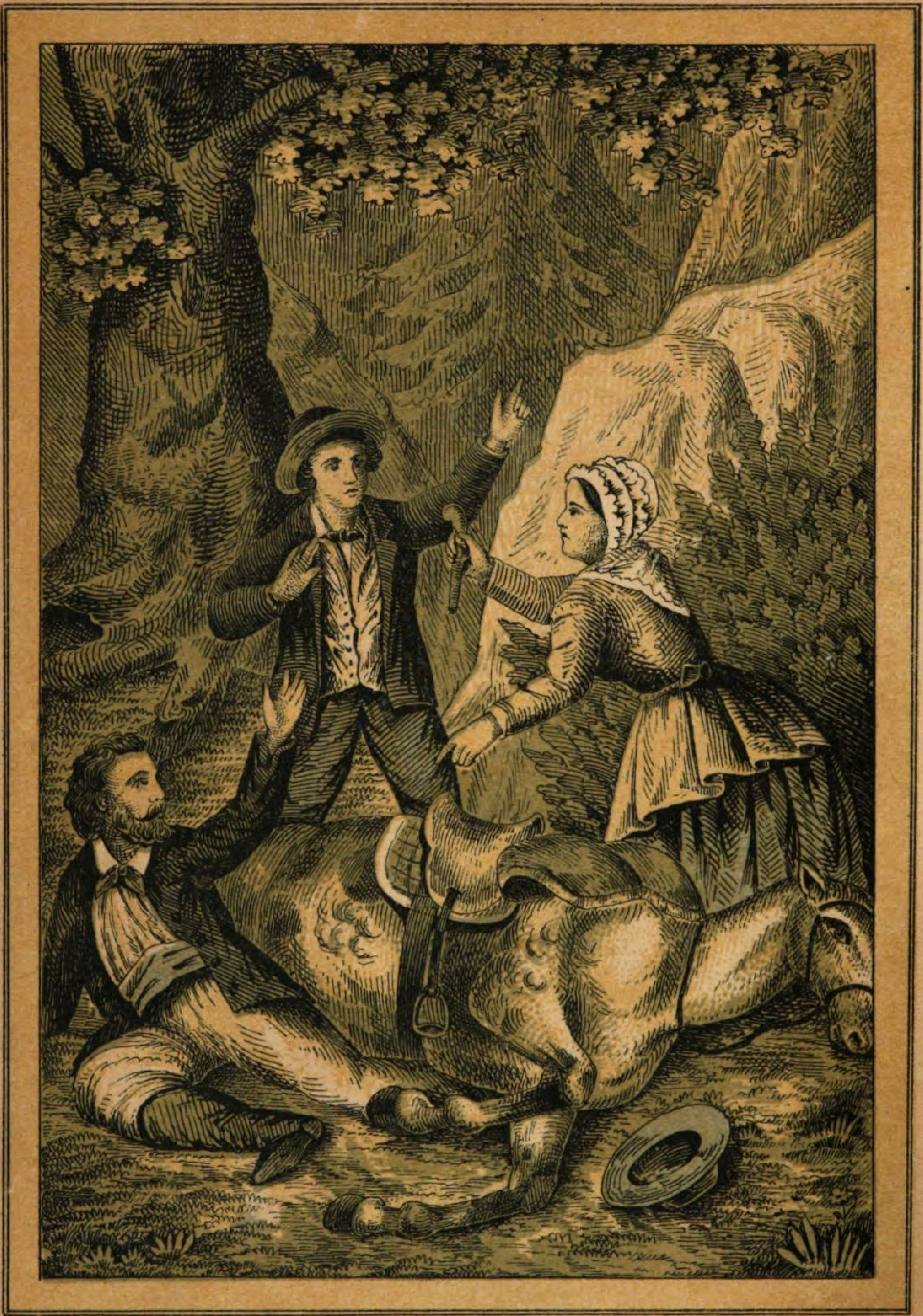
Paed. Pr.
540.

Paed. Pr.
540

Brug

127 B



Nehmen Sie! ſein Leben iſt in Ihrer Hand.

Der

kleine Kaminkehrer

oder

Wohlthun trägt Zinſen.

Eine Erzählung

für die reiſere Jugend

von

Franz Maria Brug,

Verfaſſer des „Heinrich Wallner“, der „Suſanna Frohberg“,
„Zwölf Abende im Garten des Großvaters“.

Zweite Auflage.

Mit einem Stahlſtiche.

Augsburg.
B. Schmid'ſche Verlagsbuchhandlung.
(A. Manz.)

1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der F. C. Kremer'ſchen Buchdruckerei (A. Manz).

Vorwort.

Die Aufgabe, welche Erzählungen erfüllen ſollen, die zur Unterhaltung der Jugend beſtimmt ſind, iſt wohl: ihr im Kleide der Unterhaltung Belehrung zu gewähren, ihr auf eine eben ſo eindringliche als anſprechende Weiſe die Pflichten einzuprägen, welche der Menſch gegen Gott, gegen den Nebenmenſchen und gegen ſich ſelbſt zu üben hat, überhaupt dem ernſten religiöſen Unterrichte Beiſpiele aus der Geſchichte der Welt und des Menſchen, Beiſpiele der Belohnung der Tugend und der Beſtrafung des Laſters zu unterlegen, welche dieſen Unterricht lebendiger machen und die Anwendung der Lehren desſelben im Leben zeigen. Die Erzählung, welche ich, den vorſtehenden Zweck im Auge, hier der jungen Leſewelt übergebe, enthält

Beiſpiele der tiefſten Frömmigkeit, der Ergebung in den Willen Gottes, der hingebendſten Dankbarkeit für genoſſene Wohlthaten und der ſegenreichen Folgen, welche letzteren oft ſchon in dieſer Welt zu Theil werden. Dieſe Beiſpiele reihen ſich an einem Faden von Begebenheiten, welche, der franzöſiſchen Revolution entnommen, durch ihren Wechſel und die Neuheit der in ihnen dargeſtellten Zuſtände den jungen Leſer in fortwährender Spannung erhalten, ohne daß man ihnen den Vorwurf der Unnatürlichkeit machen oder überhaupt an der Möglichkeit zweifeln könnte, daß ſie ſich wirklich ſo haben zutragen können. Da dieſe Erzählung ſohin dem doppelten Zwecke der Unterhaltung und Belehrung auf eine eben ſo natürliche, als angemeſſene Weiſe entſprechen dürfte, ſo hofft deren günſtige Aufnahme

der Verfaſſer.

Erſtes Kapitel.

In Mitte der reizenden Hügel, welche ſich am linken Ufer der Rhone hinziehen, und nicht ferne von der Straße, die von Valence nach Montelimart führt, erhob ſich vor etwa ſechzig Jahren ein Schloß von einfacher aber geſchmackvoller Bauart, welches der Marquis von Grandicourt bewohnte.

Das Schloß war von gut unterhaltenen Pachthöfen, Feldern und Oel- und Maulbeer-Pflanzungen von beträchtlichem Umfange umgeben. Der Eigenthümer dieſes ſchönen Beſitzthumes, mehr darauf bedacht, ſeinen Kindern einen ehrenvollen Namen zu hinterlaſſen, als ſein Vermögen von Jahr zu Jahr zu vermehren, machte von ſeinen Einkünften den edelſten Gebrauch, indem er einen großen Theil derſelben den Dürftigen zufließen ließ, oder ſeine Pacht-Leute unterſtützte, wenn ihre Ernte mißrathen war.

Der Marquis von Grandicourt beſaß zwei Kinder, deren Herzen ihre bereits verſtorbene Mutter alle Tugenden eingeprägt hatte, mit denen ſie ſelbſt im Leben geſchmückt geweſen, ſo daß man den zwölfjährigen Heinrich und die fünfzehnjährige Clotilde nur die Engel von Grandicourt nannte.

Eines Tages war Heinrich, mit einem Netze von Gaze verſehen, in der Umgebung des Schloſſes mit der Jagd auf Schmetterlinge beſchäftigt, als er eines dieſer Thierchen, welches ſich durch Größe und Farbenpracht auszeichnete, von Blume zu Blume ſchwärmen ſah, ohne daß er es bisher hätte erhaſchen können. Ein ſolches Exemplar fehlte in ſeiner Sammlung, und er machte daher eifrig Jagd auf den bunten Sonnen-Vogel. Dieſer ſchien aber der Bemühungen ſeines Verfolgers zu ſpotten: er flatterte von Blume zu Blume und ſetzte ruhig ſeinen Flug fort, wenn jener ihn ſchon in ſeinem Netze zu haben glaubte. Ohne jedoch den Muth zu verlieren, ſetzte Heinrich mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeines Alters ſeine Verfolgungen fort, als er ſich plötzlich durch einen mit Waſſer angefüllten Graben in ſeinem Laufe aufgehalten ſah. Er wollte anfangs den Graben überſpringen, da fiel ihm aber plötzlich das Verbot ſeines Vaters ein, dieſe Grenze zu überſchreiten, und er blieb an dem Rande deſſelben ſtehen, mit ſehnſüchtigen Blicken dem Fluge des Schmetterlings folgend.

Während er ſo am Graben ſtand, hörte er Schritte hinter ſich; er drehte den Kopf und ſah einen kleinen Kaminfeger, welcher ungefähr von gleichem Alter mit ihm war und ſich ihm ſchüchtern näherte.

„Junger Herr,“ ſagte der kleine Savoyarde, „laſſen Sie mich es mit Ihrem Netze verſuchen; vielleicht bin ich glücklicher.“

Heinrich gab dem Kaminfeger gerne ſein Netz;

dieſer ſprang über den Graben und verfolgte unermüdet das flüchtige Inſekt, welches er auch wirklich nach wenigen Minuten erhaſchte und mit triumphirender Miene Heinrich überbrachte.

„Ich danke Dir,“ antwortete dieſer, indem er das arme Thierchen mit einer Stecknadel auf ſeinen Hut befeſtigte, „ich danke Dir; Du haſt mir einen großen Dienſt erwieſen, denn ohne Dich wäre mir der ſchönſte Schmetterling, den ich jemals in meinem Leben geſehen habe, entgangen. Wie nennſt Du Dich denn?“

„Ich heiße Paul Chabot.“

„Nun wohl, Paul, komm mit mir, ich will Dir etwas geben; es könnte auch ſein, daß man deiner Dienſte im Hauſe bedarf: unſere Kamine ſind ſchon lange nicht mehr gereiniget worden.“

Bei dieſen Worten nahm Heinrich den kleinen Savoyarden bei der Hand und führte ihn mit ſich fort.

Als ſie in den Garten kamen, welcher vor dem Schloſſe lag, begegneten ſie dem Marquis von Grandicourt und ſeiner Tochter. Heinrich lief auf ſeinen Vater zu und zeigte ihm den Schmetterling, indem er ihm zugleich ſeinen neuen Bekannten vorſtellte.

Der Marquis ſah dem Knaben lächelnd in’s Auge und fragte ihn, ob er ſich für fähig halte, allein alle Kamine des Schloſſes zu reinigen. Als Paul dieß bejahte, hieß er ſeinen Sohn, den kleinen Kaminfeger zu Baptiſt, dem Aufſeher über die Dienerſchaft des Schloſſes, zu führen, welcher das Weitere anordnen werde.

Als ſich Heinrich zwei Stunden ſpäter im Kabinette ſeines Vaters befand, hörte er, wie Paul den Kamin eines anſtoßenden Saales reinigte. Begierig zu ſehen, was der Kaminfeger für eine Miene machen werde, wenn er aus dem Kamine in den Saal hinabſteige, welcher eine reiche Sammlung von Gemälden enthielt, trat er an die Glasthüre, welche dahin führte, und legte, den Vorhang etwas zurückſchiebend, ſein Auge dicht an das Fenſter der Thüre, ſo daß er den ganzen Saal überſchauen konnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden.

Paul kam bald den Kamin herab. Er ſchüttelte unter dem Kaminmantel ſeine Kleider und Haare ab, reinigte ſeine Füße, um den Teppich, welcher den Boden bedeckte, nicht ſchmutzig zu machen, und trat nun in die Mitte des Saales. Hier betrachtete er mit kindlicher Neugierde alle die herrlichen Gegenſtände, von denen er ſich umgeben ſah. Plötzlich blieb er mit einer lebhaften Bewegung des Erſtaunens vor einem Gemälde ſtehen, das ober der Thüre hing, hinter welchem Heinrich verborgen war. Eine große Thräne drängte ſich aus ſeinem weit geöffneten Auge, und ſeine Bruſt hob ſich, wie von einer ſchweren Laſt bedrückt. Er faltete hierauf die Hände und ſprach, ſie zum Himmel erhebend, halb leiſe vor ſich hin:

„O meine arme Mutter, warum habe ich mich von Dir trennen müſſen!"

Im nämlichen Augenblicke trat Herr von Grandicourt in das Kabinet, und Heinrich gab ihm durch

Zeichen zu verſtehen, an die Thüre zu treten und durch die Fenſterſcheibe zu ſehen.

Paul ſtand noch am nämlichen Platze; anſtatt aber die Augen zu dem Gemälde zu erheben, hatte er den Kopf geſenkt und ſchluchzte vernehmbar.

Der Marquis öffnete die Thüre.

„Du weinſt, mein kleiner Freund!“ ſprach er mit Güte zu ihm, „ſage mir doch, was Dir Thränen auspreßt.“

„Ich denke eben an meine gute Mutter und an meine Schweſter; denn auf dieſem Gemälde erblicke ich meinen Geburtsort St. Jean de Maurienne, und dieſes hier iſt das Haus, in welchem ſie wohnen.“

„Das alſo iſt dein Geburtsort! Du liebſt wohl deine Mutter ſehr?“

„O gewiß! ſie iſt immer ſo gut gegen mich geweſen.“

„Aber warum hat ſie Dich denn nicht bei ſich behalten?“

„Ich will Ihnen das ſagen. Da die Ernte in dieſem Jahre nicht gerathen iſt und man einen ſtrengen Winter erwartet, ſo kann meine Mutter kaum ihren Lebensunterhalt gewinnen, und meiner Schweſter iſt es unmöglich, für uns alle zu arbeiten. Meine Mutter ſagte mir daher, ich müſſe ein Jahr oder zwei Jahre lang das Thal verlaſſen und mich irgend wo anders zu ernähren ſuchen, und ich verließ die väterliche Hütte. Als ich Abſchied von ihr nahm, ſagte ſie mir weinend: Mein Sohn, bewahre immer die Gottesfurcht in deinem Herzen, und Gott wird Dich niemals verlaſſen. Schone deine Geſundheit und ſchone deine Kräfte, denn Gott will, daß Du Dich für deine Mutter erhalteſt. — Sie gab mir hierauf ihren Segen, ich umarmte ſie, ſo wie meine Schweſter Marianne, und machte mich auf den Weg. — O was werden ſie dieſen Winter hindurch gelitten haben! Sie ſind ſo arm und die Lebensmittel ſo theuer.“

Heinrich hatte ſeine Thränen nicht zurückhalten können, als er die des armen Knaben fließen ſah; er nahm ihn bei der Hand und ſagte gerührt zu ihm: „Tröſte Dich, Paul, mein Vater wird deine Mutter und Schweſter nicht vor Hunger umkommen laſſen.“ Dabei ſah er ſeinen Vater bittend an.

„Wenn ich etwas für deine Familie zu thun vermag,“ ſagte nun der Marquis, „werde ich es gewiß mit Freude thun. Aber ſage mir, an wen ſoll ich mich wenden, um etwas über ſie zu erfahren?“

„Herr Abbé Visconti, Canonicus zu Chambery, wird Ihnen Auskunft über ſie geben. Er befand ſich ſonſt in St. Jean und kam oft zu meiner Mutter.“

„Gut; ich werde noch heute an ihn ſchreiben; aber was kann ich für Dich thun, Paul?“

„O mein Herr, ich bedarf nichts, denn ich hoffe hinreichend Beſchäftigung zu finden, um mich zu ernähren. Wenn nur meine Mutter und Schweſter dem Elende entriſſen ſind; um das, was mir begegnen kann, bekümmere ich mich wenig. Als ich ſie verließ, tröſtete mich der Gedanke, daß ich ihnen nun doch nicht mehr zur Laſt fallen müſſe, und dieſer

Gedanke hat mich bisher immer noch aufrecht erhalten.“

„Du haſt wohlgethan, mein Kind, und Gott wird Dir früher oder ſpäter die Liebe zu deiner Mutter vergelten. Gehe nur jetzt in den Hof hinab, mein Sohn wird Dir ſogleich folgen.“

Paul entfernte ſich, und der Marquis ließ ſogleich ſeine Tochter zu ſich kommen. Er unterrichtete ſie von allem und verlangte nun ihre Meinung darüber zu wiſſen, was man für den jungen Savoyarden thun könne.

„Lieber Vater!“ rief plötzlich Heinrich, „mir iſt etwas beigefallen; — aber werden Sie es auch billigen?“

„Sprich nur; wir wollen dann ſehen.“

„Sie haben mir öfter geſagt, Sie wünſchten, daß ich einen Genoſſen habe, wenn ich das Erlernen der lateiniſchen Sprache beginnen würde.“

„Ja wohl; und dann?“

Heinrich ſchwieg verlegen.

„Man braucht nicht zu erröthen über einen guten Gedanken,“ fuhr der Marquis fort, „wenn auch deſſen Ausführung unmöglich iſt. Aber bedenke, Paul beſitzt wahrſcheinlich gar keine Vorkenntniſſe.“

„Ich lehre ihn das, was ich weiß, und gewiß wird auch meine Schweſter —“

„Gewiß,“ unterbrach Clotilde ihren Bruder, „ich werde Dich gerne unterſtützen. Paul ſcheint nach dem, was Sie mir von ihm erzählt haben, vielen natürlichen Verſtand zu beſitzen, und er wird daher leicht lernen.“

„Meine Kinder,“ ſagte der Marquis, indem er ſie umarmte, „mit Freude ſehe ich, daß euer Herz immer gleich geſinnt iſt, wenn es ſich darum handelt, ein gutes Werk zu verrichten. Sagt Paul, er könne im Schloſſe bleiben, bis ich von Herrn Visconti Antwort erhalten habe, aber ich will nicht, daß er früher meinen Vorſatz, ihn bei uns zu behalten, erfahre.“

Voll Freude verließen die Kinder den Saal, und der Marquis rief Baptiſt, um ihm in Beziehung auf den jungen Kaminfeger ſeine Aufträge zu geben.

Zweites Kapitel.

Nachdem Paul ein Bad genommen und andere Kleider bekommen hatte, konnte man erſt wahrnehmen, welch’ ein wohlgebildeter Knabe er war. Herr von Grandicourt betrachtete ihn mit Wohlgefallen und fragte ihn endlich, ob er leſen könne.

„Ja, mein Herr, ich kann leſen und ſchreiben. Meine Mutter hat mir darin Unterricht gegeben.“

„Nun wohl, wenn Du während deines Aufenthaltes im Schloſſe noch etwas mehr lernen willſt, ſo wird Dich mein Sohn gerne unterrichten.“

Paul wollte antworten; aber er war ſo überraſcht und verwirrt, daß er nur ſtottern konnte.

„Schweige nur,“ ſagte Heinrich, indem er ihm die Hand auf den Mund legte, „wir wollen deinen Dank nicht. Morgen wollen wir anfangen, wenn uns Papa heute noch Ruhe geſtatten will.“

„Gerne will ich das,“ antwortete der Marquis. „Paul hat heute ſchon genug gearbeitet, und es iſt daher billig, daß er nun ruhe.“

Heinrich und Clotilde führten nun den kleinen Savoyarden in allen Theilen des Schloſſes umher. Sie wußten zwar recht gut, daß der Reiche vor einem Armen, der ſein Brod hart zu verdienen genöthiget iſt, niemals mit ſeinem Beſitzthume prunken dürfe, aber ſie betrachteten Paul ſchon als einen Freund, oder vielmehr als einen Bruder und waren darauf bedacht, ihm auch die Rechte eines ſolchen einzuräumen. Doch hüteten ſie ſich wohl, ihn durch den Gemälde-Saal zu führen, um nicht auf's Neue ſchmerzliche Erinnerungen in ihm rege zu machen. Auch die Umgebung des Schloſſes mußte Paul kennen lernen, und ſo wurde es beinahe Abend, als die Kinder wieder in das Schloß zurückkamen, wo ſie ſchon zum Nachteſſen erwartet wurden.

Paul mußte neben den Kindern am Tiſche Platz nehmen, und nachdem er die Suppe gegeſſen hatte, reichte ihm Heinrich zwei Platten mit verſchiedenen Speiſen, damit er ſich eine davon auswähle: der arme Knabe ſenkte aber den Kopf und fing zu weinen an.

„Schon wieder Thränen!“ rief der junge Grandicourt; „ſage mir doch, warum Du weinſt, ich möchte Dich gerne einmal fröhlich ſehen.“

Paul verſuchte vergebens, ſeinen Thränen Einhalt zu thun, und ſprach endlich: „Während ich hier weit mehr zu eſſen habe, als ich bedarf, hat meine arme Mutter vielleicht nicht einmal ſo viel, um ihren Hunger zu ſtillen.“

„Du biſt ein guter Sohn, Paul, aber ich glaube, Du thueſt unrecht, Dich noch über die Lage deiner Mutter zu bekümmern, nachdem Dir mein Vater verſprochen, für ſie zu ſorgen. In einigen Tagen wird Herr Visconti ſeinen Brief erhalten, und obwohl ich den Inhalt deſſelben nicht kenne, ſo bin ich doch überzeugt, daß deine Mutter die wohlthätigen Folgen deſſelben ſehr bald empfinden wird.“

Nach dem Eſſen führte Heinrich Paul in das für ihn beſtimmte Schlafzimmer, und beide Knaben verrichteten gemeinſchaftlich ihr Nachtgebet. Nachdem ſich Heinrich entfernt und Paul eine gute Nacht gewünſcht hatte, kniete dieſer neuerdings nieder und betete noch lange für ſeine Mutter und ſeine Schweſter und dankte Gott für die Gnaden, die er ihm den Tag hindurch erwieſen habe.

Er legte ſich nun nieder und ſchlief, voll des troſtreichen Gedankens, daß Gott über ſeine Familie wache, ruhig und ſanft ein.

Ein leiſes Pochen an die Thüre ſeines Schlafzimmers weckte ihn am andern Morgen, als die Sonne ſchon durch die Ritzen der Läden ſchien, welche das Fenſter ſchloſſen. Es war Baptiſt, der ſich im Auftrage ſeines Herrn nach ihm umſah. „Ich ſehe mit Vergnügen," ſagte der Diener, „daß Du gut geſchlafen haſt."

„O," erwiderte Paul, „das iſt leicht zu begreifen: ich habe noch niemals in einem ſo weichen Bette geſchlafen. Mein Bett zu Hauſe war ein einfacher Sack mit Blättern gefüllt, und auf der Reiſe begnügte ich mich mit einem Lager in irgend einer Scheune oder in einem Stalle.

„Du verdienſt alſo wohl nicht ſo viel, um ein Bett bezahlen zu können?"

„O ja; aber ich ſpare ſo viel als möglich, um bisweilen meiner Mutter etwas Geld ſchicken zu können; übrigens, wenn ich nur ein Plätzchen finde, um ausruhen zu können, dann bin ich ſchon zufrieden. Aber ſagt mir doch, wie kommt es, daß Herr von Grandicourt mich an ſeiner Tafel ſpeiſen ließ?"

„Darüber darfſt Du Dich nicht wundern; denn Du biſt nicht der einzige Unglückliche, welcher dieſer Ehre ſchon theilhaftig geworden iſt. Laß nur unſern Herrn gewähren, liebes Kind, Du wirſt es nicht zu bereuen haben. Wer weiß, was er mit Dir vor hat, wenn Du Dich dankbar beweiſeſt. Ich kenne zwar ſeine Abſichten nicht, ſie können aber nur vortheilhaft für Dich ſein. Kleide Dich nun an, man erwartet Dich beim Frühſtück."

Paul war ſchnell mit dem Ankleiden fertig und folgte dann Baptiſt, der ihn in den Saal führte, wo man frühſtückte.

Nachdem der Marquis ſich nach dem Wohlſein ſeines jungen Schützlings erkundiget hatte, fragte er ihn, ob er wohl ſeine erſte Unterrichtsſtunde nehmen wolle.

Der Knabe wollte antworten, aber die Worte erſtarben ihm auf den Lippen. Er fühlte ſo lebhaft den Unterſchied zwiſchen ſeinem Stande und dem ſeines Wohlthäters, und wenn er nun ſchwieg, ſo geſchah es blos aus dem Grunde, weil er nicht wußte, wie er ſeinem Danke die rechten Worte geben könne.

Nachdem das Frühſtück eingenommen war, nahm Herr von Grandicourt die drei Kinder zu ſich in ſein Kabinet und ließ durch ſeinen Sohn Paul über das, was er gelernt hatte, examiniren.

Mit Ausnahme der Ausſprache, welche die der Provinz war, worin Paul geboren war, las er alles, was man ihm vorlegte, ohne allen Anſtoß und mit großer Geläufigkeit. Heinrich ließ ihn dann auch ſchreiben, was er ihm vorſagte. Auch hierin bewies er, daß er guten Unterricht genoſſen habe: ſeine Schriftzüge waren ſchön und regelmäßig, auch machte er nur ſehr wenige Ortographie-Fehler, ſo daß Heinrich zugeſtehen mußte, der kleine Kaminkehrer wiſſe ſo viel als er ſelbſt.

Clotilde fragte ihn dann aus der Religion, aus der Geographie und aus der Geſchichte aus. Die Fragen über die erſtere beantwortete er ſo gut, als man es von einem Kinde ſeines Alters verlangen konnte, von der Geographie wußte er aber wenig und noch weniger von der Geſchichte. Man gab ihm hierauf einige Rechnungsaufgaben, die er alle vortrefflich löste.

„Was urtheileſt Du nun,“ fragte Herr von Grandicourt ſeinen Sohn, „über die Kenntniſſe deines Zöglings?“

Heinrich erröthete und war verwirrt. Nicht daß er neidiſch darüber geweſen wäre, daß Paul vielleicht in manchen Stücken mehr wußte, als er ſelbſt, ſondern er ſchämte ſich, daß Paul ihn im Verhältniſſe des Unterrichtes, den er genoſſen, an Wiſſen übertreffe, und er bereute, dieſen Unterricht nicht beſſer benützt zu haben.

„Ich bekenne, mein Vater,“ ſagte er endlich, „daß Sie vollkommen Recht hatten, als Sie mir ſagten, es gebe viele Kinder, die, wenn ſie den Unterricht erhielten, den ich von Ihnen erhalte, weit mehr Fortſchritte als ich machen würden.“

„Dieſes Geſtändniß ſöhnt mich wieder mit Dir aus,“ ſagte Herr von Grandicourt hierauf; „Paul wird aber nun, anſtatt von Dir Unterricht zu erhalten, den Unterricht theilen, den Du von mir empfängſt, und ich bin überzeugt, daß er Nutzen daraus ziehen wird.“

„Dank, Dank, mein Vater!“ rief Heinrich voll Freude, indem er ſeinem Vater um den Hals fiel. Hierauf umarmte er auch Paul und ſagte zu ihm:

„Verzeihe mir, mein Freund, daß ich in übermüthiger Ueberhebung glaubte, ich wiſſe mehr als Du.

Drittes Kapitel.

Vierzehn Tage nach der Ankunft Pauls in Grandicourt erhielt der Marquis einen Brief von Abbé Visconti, aus welchem wir über den kleinen Kaminkehrer und ſeine Familie nachſtehende Einzelnheiten mittheilen.

Frau Chabot, die Mutter Paul's, hatte nicht immer die Dürftigkeit gekannt, ja es gab eine Zeit, wo ſie in einer Art von Wohlhabenheit lebte. Nach dem Tode ihres Gatten wurde ſie aber in einen Prozeß verwickelt, der ſie ihr Vermögen koſtete. Einer ihrer Neffen nämlich hatte ſich unklugerweiſe in eine Spekulation eingelaſſen, die ſein Vermögen überſtieg. Die Spekulation ſchlug fehl, die Gläubiger des jungen Mannes verlangten ihr Geld, Frau Chabot vertraute der Redlichkeit ihres Neffen und leiſtete Bürgſchaft für ihn; dieſer aber konnte ſeine Verpflichtungen nicht erfüllen und entfloh. Das Ende war: Frau Chabot mußte für ihn bezahlen und verlor darüber ihr ganzes Vermögen.

Sie zog ſich nun mit ihren beiden Kindern, Paul und Marianne, in ein kleines Haus, vielmehr in eine Hütte zurück, die außerhalb des Ortes St. Jean gelegen war. Anfangs fand ſie leicht Arbeit für ſich und ihre Tochter, aber die Theilnahme, die man anfangs ihrem Schickſale ſchenkte, erloſch nach und nach, und ſie nahm ſich ihre unglückliche

Lage zuletzt ſo zu Herzen, daß ſie in eine langwierige Krankheit verfiel.

Seit dieſer Zeit war das Loos der bedauernswerthen Familie ein ſehr unglückliches. Frau Chabot hatte ihren Sohn ſchon ſeit einiger Zeit das Handwerk eines Kaminkehrers ausüben laſſen; da aber im Orte ſelbſt nicht viel damit zu verdienen war, faßte ſie den für ſie unendlich ſchmerzlichen Entſchluß, ihn zur Ausübung dieſes Handwerkes nach Frankreich zu ſenden, wo wir ihn denn auch gefunden haben.

Abbé Visconti hatte kaum den Brief des Herrn von Grandicourt erhalten, als er ſich zur Frau Chabot begab, um ihr die Unterſtützung zu überliefern, die er von ihm für ſie erhalten hatte, und ſie zugleich über das Schickſal ihres Kindes zu beruhigen.

Frau Chabot empfing mit dem Gefühle der innigſten Dankbarkeit das Geſchenk des Herrn von Grandicourt, ſo wie deſſen Verſprechen, für die Ausbildung ihres Sohnes ſorgen zu wollen, und bat den Abbé Visconti, ihrem Wohlthäter dasſelbe ſchriftlich auszudrücken, da ſie ſich nicht im Stande fühlte, es ſelbſt zu thun.

Herr von Grandicourt zeigte den Brief, den er von Abbé Visconti erhalten, ſeinen Kindern, und er machte dieſen großes Vergnügen.

„O lieber Vater,“ ſagte Heinrich, indem er vor Freude in die Höhe ſprang und in die Hände klatſchte, „wie froh bin ich, daß Frau Chabot uns ihren Sohn läßt. Wir wollen ihr einſt Dank dafür ſagen, nicht wahr, lieber Vater? — Aber wo iſt denn Paul? ich möchte ihm dieſe freudige Nachricht ſogleich mittheilen."

„Ich werde ihn ſelbſt davon unterrichten," antwortete ſein Vater, „hole mir ihn alſo."

Einige Minuten ſpäter kam Heinrich mit Paul an der Hand in das Zimmer ſeines Vaters.

„Paul," ſagte der Marquis, „ich habe von Herrn Visconti Antwort erhalten. Ueber die Zukunft deiner Mutter und Schweſter darfſt Du ruhig ſein, denn ich habe die Sorge für ſie übernommen."

„O Herr Marquis!" rief Paul, indem eine Thräne in ſeinem Auge glänzte, „wie ſoll ich jemals im Stande ſeyn, mich Ihnen für ſo viele Güte dankbar zu erweiſen? Aber wir werden für Sie beten, denn meine Mutter hat mir oft geſagt, das Gebet eines dankbaren Herzens ſei dem Himmel angenehm."

„Sie hat die Wahrheit geſagt, mein Kind, auch verlange ich von Dir und deiner Mutter keine andere Aeußerung der Dankbarkeit, als das Gebet. Aber wir müſſen nun an Dich ſelbſt denken, Paul; was gedenkeſt Du denn zu thun, während deine Familie ſich in dürftigen Umſtänden befindet?"

„Ich, Herr Marquis? Ich will für ſie arbeiten, wie ich es bisher ſchon gethan habe. Wenn ich einmal größer und ſtärker geworden ſein werde, will ich ſuchen, eine Beſchäftigung zu finden, welche einträglicher iſt, als die eines Kaminkehrers."

„Und welche Art von Beſchäftigung möchte dieß wohl ſein?“

„Das weiß ich jetzt noch nicht; aber der Himmel, ſo hoffe ich, wird mich darüber belehren.“

„Hätteſt Du wohl Neigung zu einer Beſchäftigung, die über der eines Handwerkers ſteht?“

„Meine Mutter hat mir geſagt, daß man, um ſo etwas zu erlernen, viele Zeit und vieles Geld bedürfe.“

„Das iſt wahr; aber wenn Jemand es unternehmen würde, Dich zu einem ſolchen Zwecke unterrichten zu laſſen, und die dazu nöthigen Ausgaben zu beſtreiten, — würdeſt Du dieß annehmen?“

Paul gab keine Antwort auf dieſe Frage, aber ſeine ſprechende Miene, ſeine Blicke zeigten hinreichend, was in ſeinem Innern vorging. Er hielt es kaum für möglich, daß ein ſolches Glück ihm begegnen könne, aber auf der andern Seite hatte ihm ſeine Mutter ſchon ſo oft von den wunderbaren Wirkungen der chriſtlichen Liebe erzählt, daß er ſich gegen die Vorſehung zu verſündigen fürchtete, wenn er die Möglichkeit deſſen beſtritt, was ihm der Marquis geſagt hatte.

Nachdem Herr von Grandicourt ſich einige Zeit lang an der Verlegenheit des kleinen Kaminkehrers ergötzt hatte, ſagte er:

„Ich will Dich nicht lange in Zweifel laſſen, mein kleiner Freund. Seitdem Du Dich in unſerm Hauſe befindeſt, haſt Du mir noch nicht Urſache gegeben, zu glauben, daß eine Wohlthat bei Dir übel angebracht ſei. Ich will Dich bei mir behalten und an dem Unterrichte Antheil nehmen laſſen, den ich meinem Sohne gebe."

Paul erhob die Augen zu Herrn von Grandicourt, und ſah ihn an, als ob er ihn nicht recht verſtanden habe.

„Glaube übrigens nicht," fuhr der Marquis fort, „daß ich Dich gegen den Willen deiner Mutter behalten will; ſie weiß davon und willigt ein."

„Das iſt zu viel," rief nun Paul aus, „das iſt in der That zu viel; Sie haben ſchon ſo viel an meiner Familie gethan und es iſt nicht recht, daß ich Ihnen zur Laſt falle, da ich doch arbeiten kann."

„An Arbeit ſoll es Dir immerhin nicht gebrechen, Du ſollſt mit Heinrich arbeiten, und wenn Du hinreichend unterrichtet biſt, wollen wir eine Stelle für Dich ſuchen, welche Dich in den Stand ſetzen ſoll, das Alter deiner Mutter erleichtern zu können."

Paul ſah abwechſelnd Heinrich und Clotilde an, er las in ihren Augen, daß ſie die wohlwollenden Geſinnungen ihres Vaters theilten. Dann warf er ſich ſeinem Beſchützer zu Füßen, und rief aus: „Der Himmel ſegne Sie für Ihre Großmuth!"

Der Marquis hob ihn auf und ſagte: „Bleibe ſo, wie Du Dich bisher gezeigt haſt: fromm, gelehrig und arbeitſam. Gott möge deine Anſtrengungen ſegnen und Du wirſt eines Tages die Stütze und der Troſt deiner guten Mutter ſein."

Dann wandte er ſich an Heinrich und fuhr fort: „Mein Sohn, Du haſt mich gebeten, Dir Paul zum Mitſchüler zu geben; ich wünſche, daß Du ihn als deinen Bruder betrachteſt.“

„Gerne, gerne!“ rief Heinrich, indem er den kleinen Savoyarden in die Arme ſchloß; „Du ſollſt mein Bruder ſeyn, Paul, und wir wollen uns niemals trennen.“

Clotilde drückte Paul mit Thränen in den Augen die Hand, während der kleine Kaminkehrer auf alle dieſe Beweiſe von Wohlwollen nur mit Thränen und Schluchzen antworten konnte. Aber wie beredt ſprachen dieſe Thränen ſeine dankbaren Gefühle aus und wie ſehr rührten ſie den Marquis und ſeine Kinder!

Als Paul ſich allein befand, beeilte er ſich, der Freude, die ſein Herz über die herrlichen Ausſichten empfand, welche die Großmuth der Familie Grandicourt ihm öffnete, in einem Briefe an ſeine Mutter Worte zu geben.

Viertes Kapitel.

Sowohl durch das Verlangen angeſpornt, ſeinem Wohlthäter ſich dankbar zu beweiſen, als durch den Wunſch, ſeiner Mutter Stütze zu werden, widmete ſich Paul dem Erlernen der lateiniſchen Sprache mit einem Eifer, der durch nichts ermüdet werden konnte. Er trotzte allen Schwierigkeiten mit bewundernswerthem Muthe und war nicht eher zufrieden, als bis er ſie alle überwunden hatte. Oft mußte ſein Lehrer ſeiner Lernbegierde ernſtlich Schranken ſetzen und ihm ſogar auf einen oder mehrere Tage jede Arbeit unterſagen.

Durch das Beiſpiel ſeines Freundes angeeifert, wurde auch Heinrich ein ganz anderer: ſein Leichtſinn verſchwand vor Paul's Ernſte wie durch einen Zauberſchlag, und wenn er auch die Kraft nicht beſaß, ihm zur Seite zu bleiben, ſo ſuchte er doch möglichſt, ihm zu folgen. Die beiden Knaben beſchäftigte nur ein Gedanke, der Gedanke, ſich zu unterrichten, und wenn Heinrich in irgend etwas zurückblieb, bemühte ſich Paul nach allen Kräften, ihn zu ſich heranzuziehen.

Clotilde befand ſich zu dieſer Zeit nicht mehr im Schloſſe. Kurze Zeit nach der Ankunft Paul's hatte ſie ſich zu ihrer Tante in der Auvergne begeben, welche einſam auf einem Schloſſe lebte und ſie von ihrem Vater zur Geſellſchafterin erbeten hatte. Zwiſchen Bruder und Schweſter begann aber nun ein eifriger Briefwechſel, in welchem auch ſtets Paul's gedacht wurde. Wir theilen aus einem Briefe Heinrich's an ſeine Schweſter folgende Stelle mit, welche das Lob des jungen Savoyarden am deutlichſten ausſpricht:

„Geſtern," ſchrieb Heinrich, „führte uns Papa nach Valence. Während er ſeine Geſchäfte abmachte, ging ich mit Paul in der Stadt umher. Als wir bei der Cathedralkirche vorübergingen, wünſchte Paul einzutreten, und ich entſprach gerne ſeinem Wunſche, da ich glaubte, Paul habe die Kirche noch nicht geſehen, obwohl er ſich, ehe er zu uns in's Schloß kam, einige Zeit in der Stadt aufgehalten hatte. Anſtatt aber das Schiff der Kirche zu beſehen, wie es ſonſt Neugierige thun, begab er ſich ſogleich in eine Seitenkapelle, welche der heiligen Jungfrau gewidmet iſt, und warf ſich auf die Stufen des Altares nieder. Ich blieb hinter ihm, ohne etwas zu ſagen, denn ich hatte bemerkt, daß ſich eine ganz beſondere Rührung ſeiner bemächtigt habe. Einen Augenblick darauf zog er ſein Taſchentuch heraus und trocknete ſich die Augen, und ich glaubte ſogar, ihn einen Seufzer ausſtoßen zu hören. Ich hütete mich, ihn in ſeiner frommen Sammlung zu ſtören, und wartete, bis er zuerſt aufſtehe.

„Nach einer Viertelſtunde ſtand er auf, ſah mich fragend an, ob er mir zu lange verweilt habe, und eilte dann der Thüre zu. Seine Augen ſtanden noch voll Thränen, aber ſeine lächelnde Miene verkündete mir, daß er nicht Thränen des Schmerzes weine. Als wir uns außerhalb des Tempels befanden, fragte ich ihn, warum er geweint habe.

„Sieh, Heinrich," antwortete er mir, „in dieſe Kirche nahm ich vor einem Jahre meine Zuflucht, um den Troſt und die Stärke zu finden, die ich in dem Zuſtande der Niedergeſchlagenheit, die ſich meiner bemächtigt hatte, ſo ſehr bedurfte. Von einem langen Wege ermüdet und noch niedergedrückt von der Erinnerung an meine Mutter, deren Bild mir Tag und Nacht vorſchwebte, empfand ich eine ſolche Niedergeſchlagenheit, daß ich beinahe alle Hoffnung verlor, meinen Weg fortſetzen zu können. Ich erinnerte mich dann, was mir meine Mutter über die Wirkſamkeit des Gebetes in allen Betrübniſſen des Lebens geſagt hatte, und ſuchte eine Kirche auf, in welcher ich mein Herz vor Gott ausſchütten könnte. Einige Straßen durchſchreitend befand ich mich bei der Cathedrale. Ich trat ein und kniete an derſelben Stelle nieder, wo ich mich ſo eben befand. Nachdem ich mein Gebet verrichtet hatte, ſtellte ich mich unter den Schutz der heiligen Jungfrau, deren Altar mit zahlreichen Bildern und Gegenſtänden ex voto geſchmückt war. Ich fühlte nun, wie ſich ein wohlthuender Balſam in mein Herz ergoß, und als ich die Kirche verließ, war meine ganze Kraft zurückgekehrt. Arbeit und Zerſtreuung hatten vollendet, was das Gebet begonnen, und bald fühlte ich mich von jener Niedergeſchlagenheit der Seele und der Ermüdung des Körpers, von denen ich noch vor kurzer Zeit ſo ſehr niedergedrückt war, völlig wieder hergeſtellt. Die Urſache, Heinrich, warum ich Dich bat, mit mir in die Kirche zu gehen, war, daß ich dem Herrn und ſeiner heiligen Mutter für den Schutz danken wollte, den ſie mich in deiner Familie finden ließen.“

„Du kannſt wohl denken, liebe Clotilde, daß mich dieſe Mittheilung Paul's auf's Tiefſte rührte, und ich mußte mir alle Gewalt anthun, um nicht in Thränen auszubrechen.

„Papa hatte jedem von uns an dieſem Tage zwei Thaler gegeben, um uns etwas zu kaufen, was uns Vergnügen machte; er wußte wohl, daß wir das Geld nicht in Näſchereien oder kindiſchem Spielwerke vergeuden würden. Nachdem wir uns über die Verwendung deſſelben berathen hatten, beſchloſſen wir, einige Bücher einzukaufen, die unſerer kleinen Bibliothek noch fehlten. Während wir uns aber zu dieſem Zwecke zu einem Buchhändler begeben wollten, ſtießen wir an einer Straßenecke auf eine arme Frau in höchſt mangelhafter Kleidung, deren ganzes Ausſehen das Gepräge höchſten Elendes an ſich trug. An ihrer Seite befanden ſich zwei beinahe ganz nackte Kinder, welche gierige Blicke auf einen Bäckerladen warfen, der ihnen gegenüberſtand. Paul blieb ſtehen.

„Dieſe Frau,“ ſagte er, „ſcheint ſehr unglücklich zu ſein.“

„Gewiß,“ antwortete ich, „wir müſſen ihr etwas geben. Aber es iſt Schade, daß wir nicht kleine Münze haben.“

„Und glaubſt Du denn, Heinrich, daß einige kleine Münze hinreichen würde, das Elend zu ſtillen, das ſich in dieſer armen Frau unſern Blicken zeigt? Siehe, wie hungrig die Kinder ausſehen! O wenn nur dein Vater hier wäre, ich würde ihn um die Erlaubniß bitten, der armen Frau meine zwei Thaler geben zu dürfen.“

„Du kannſt ſie nach Belieben verwenden, Paul; ich bin überzeugt, daß Papa nichts gegen den Gebrauch einwenden wird, den Du von ihnen immer machen willſt.“

„Das iſt wahr, und ich kann die Bücher entbehren, die ich mir kaufen wollte.“

„Nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, ging er auf die arme Frau zu und bot ihr ſeine zwei Thaler an. Aber dieſe verſagte die Annahme.

„Mein guter junger Herr,“ ſagte ſie mit eintöniger, leiſer Stimme, „ich kann Ihr Almoſen nicht annehmen. Gewiß hatte das Geld, das Sie mir bieten, eine andere Beſtimmung.“

„Paul wußte nicht, was er antworten ſollte, und ich glaubte daher, ihn aus der Verlegenheit reißen zu müſſen. Ich ſagte daher der armen Frau, es ſtehe uns frei, unſer Geld auf welche Weiſe immer zu verwenden; aber ſie betrachtete uns immer mit unruhigen Blicken, während ihre Kinder in ſie drangen, das Geld anzunehmen.

„Um endlich der Zögerung der Frau ein Ende zu machen, nahm ich ebenfalls meine zwei Thaler aus meiner Taſche und warf ſie ihr in die Schürze. Von meinem Beiſpiele ermuthigt, that Paul das Nämliche, und wir entfernten uns nun ſchnell, damit die Frau nicht Zeit habe, ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen und uns zu danken.

„Als wir am Ende der Straße angekommen waren, blickten wir zurück und ſahen, wie die arme Frau auf den Bäckerladen zuging, Brod kaufte und ſich mit ihren Kindern in einer engen düſtern Straße verlor.“

„Als wir in den Gaſthof zurückkamen, wo Papa uns ſchon erwartete, erzählten wir ihm den Vorgang.

„Ihr habt ein wenig thöricht gehandelt,“ ſagte er; „ehe man Gutes thut, muß man ſich vorher nach den Bedürfniſſen Jener erkundigen, denen man Hilfe leiſten will, und nicht vergeſſen, daß es noch andere Arme gibt, die ein gleiches Recht auf unſer Mitleiden beſitzen. Aber ich bin weit entfernt, euere Handlung tadeln zu wollen: was Ihr gegeben habt, iſt immerhin eine geringe Gabe für eine kranke Frau, welche zwei Kinder hat.“

„Um uns nun gleichwohl ſeine Zufriedenheit über unſere Handlungsweiſe zu bezeugen, führte uns Papa zu dem Buchhändler und kaufte uns die Bücher, die wir wünſchten.“

„Du erſiehſt hieraus, liebe Clotilde, wie ſehr Paul des Schickſals würdig iſt, das er bei uns gefunden hat. Er hat ſich ohne Zweifel daran erinnert, daß er ſelbſt unglücklich geweſen iſt, und er wollte Gott ſeine Dankbarkeit für die ihm gewordene Hilfe bezeugen, indem er ſeinerſeits armen Kindern Hilfe leiſtete, denen ihre Mutter kein Brod kaufen konnte.“

Die gute Meinung, welche Heinrich von Paul hatte, theilten auch alle Leute mit ihm, die ſich im Schloſſe befanden, und obwohl einige adelige Familien aus der Nachbarſchaft, die bisher mit dem Marquis in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden waren, ſeine Tafel mieden, weil er einem kleinen Kaminkehrer einen Platz an derſelben gegönnt hatte, ſo konnten ſie ihm deßhalb doch nicht ihre Achtung entziehen, und der Marquis ließ ſich durch ihr Wegbleiben durchaus nicht in ſeinem Benehmen gegen Paul ſtören. Die Tugend macht immer den Menſchen ſelbſt in den Augen Derjenigen achtungswerth, welche nicht den Muth haben, ſie nachzuahmen.

Fünftes Kapitel.

Drei Jahre waren vorübergegangen, ſeitdem Paul ſich im Schloſſe Grandicourt befand, und der Monat Auguſt näherte ſich ſeinem Ende, als Clotilde zu ihrer Familie zurückkehrte.

Am Tage ihrer Ankunft kündigte der Marquis ſeinen Kindern an, daß er mit ihnen eine Reiſe nach Savoyen machen wolle, um der Frau Chabot einen Beſuch zu machen. Dieſe Nachricht wurde mit allgemeiner Freude aufgenommen, und Paul wurde ſo ſehr von ihr ergriffen, daß er keines Wortes mächtig war. Als er aber von ſeiner Ueberraſchung wieder zu ſich gekommen war, ergriff er die Hand des Marquis und ſagte mit gerührter Stimme:

„Ich danke Ihnen, Herr Marquis, in meinem und meiner Mutter Namen; ihr größtes Glück wird darin beſtehen, mich wieder zu ſehen.“

„Schreibe ihr alſo auf der Stelle, Paul,“ erwiderte der Marquis, „daß Du noch vor Verlauf von vierzehn Tagen in ihren Armen liegen werdeſt.“

Die Vorbereitungen zur Reiſe waren bald getroffen, und zwei Tage darauf befand ſich der Marquis mit ſeinen Kindern auf dem Wege nach Savoyen. Thränen traten in Paul's Augen, als er ſeine Vaterſtadt vor ſich liegen ſah, aber nur der Marquis bemerkte ſie, denn ſeine beiden Kinder waren zu ſehr mit dem Beſchauen der Gegend beſchäftigt.

Der Tag neigte ſich eben, als die Reiſenden in die Stadt kamen; ſie hielten ſich aber darin nicht auf, ſondern verließen die Stadt wieder durch das entgegengeſetzte Thor, vor welchem ſie langſam auf einem Fußpfade die Anhöhe erſtiegen, auf welcher das Häuschen der Frau Chabot lag.

Etwa hundert Schritte vor dem Hauſe blieb der Marquis ſtehen, um Paul Zeit zu gönnen, ſich etwas von der Rührung zu erholen, die ihn ergriffen hatte.

„Paul," ſagte er hierauf, „bleibe mit meinen Kindern hier, bis ich deine Mutter von deiner Anweſenheit unterrichtet habe."

Paul antwortete nicht. Er lehnte ſich an einen Baum, die ſtarren Blicke auf die Hütte ſeiner Mutter gerichtet. Heinrich und ſeine Schweſter blieben bei ihm.

Der Marquis ſchritt raſch auf das Haus zu, vor welchem ein junges Mädchen am Brunnen beſchäftigt war. Er fand eine große Aehnlichkeit zwiſchen den Zügen des Mädchens und jenen Paul's, und fragte ſie, ob ſie Marianne Chabot ſei.

Das Mädchen erſchrack über dieſe unerwartete Anrede ſo ſehr, daß ſie das Gefäß, welches ſie eben in der Hand hatte, fallen ließ.

Der Marquis hob es auf und ſagte:

„Ich ſehe wohl, mein Kind, daß wir einander errathen: ich bin ein Freund deiner Familie und der Beſchützer deines Bruders.“

Ohne ein Wort hervorbringen zu können, ergriff nun Marianne die Hand des Marquis und drückte ſie mit den Worten an ihre Lippen: „O Herr Marquis, Sie haben uns das Leben gerettet!“

„Komm, mein Kind, Paul erwartet uns hinter jener Hecke; aber ſage mir zuerſt, wo iſt deine Mutter?“

„Sie iſt im Zimmer; ich will ihr ſogleich Ihre Ankunft anzeigen.“

„Das iſt unnöthig; geh’ nur und ſuche deinen Bruder auf; in fünf Minuten kannſt Du ihn dann zu ſeiner Mutter führen.“

Marianne ging und der Marquis trat in’s Haus.

Als er die Thüre öffnete, ſah er eine zwar noch nicht ſehr alte aber ſchwächliche Frau, welche dem Fenſter gegenüber in einem Lehnſtuhle ſaß und die Augen gegen Himmel gerichtet hatte, den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten. Ihre Stirne bedeckten noch Kummerwolken, aber aus ihrem Auge leuchtete jene ſanfte Heiterkeit, welche der Antheil frommer, Gott ergebener Seelen iſt.

Sie erhob ſich, fiel aber ſogleich wieder auf ihren Sitz zurück und rief aus: „Herr von Grandicourt!“

„Ich bin es, Frau Chabot,“ ſagte der Marquis, „aber laſſen Sie ſich nicht ſtören, ich bitte Sie.“

„Verzeihen Sie, Herr Marquis,“ ſagte Frau Chabot, indem ſie auf einen Seſſel deutete, „ich bin noch ſo ſchwach und die Erwartung meines Sohnes —“

Sie hielt ein und wendete den Kopf nach der Thüre, als höre ſie Schritte vor derſelben.

„Er iſt es nicht, gute Frau, aber beruhigen Sie ſich: er wird in wenigen Augenblicken mit ſeiner Schweſter hier ſein.

Nach einigen Augenblicken hörte man eilige Schritte, die Thüre öffnete ſich und Paul ſtürzte in's Zimmer. Er fiel vor ſeiner Mutter auf die Kniee nieder und dieſe drückte ihn mit unbeſchreiblicher Rührung an ihr Herz. Aber keines von beiden konnte anders als durch Thränen ſprechen, ſo ſehr hatte ſich die Freude des Wiederſehens ihrer Seele bemächtiget. Der Marquis und ſeine Kinder betrachteten dieſe rührende Scene mit ſtummer Theilnahme.

Nachdem der erſte Ausbruch der Freude vorüber und wieder einige Ruhe in die Gemüther zurückgekehrt war, wendete ſich Frau Chabot zu Herrn von Grandicourt und ſagte:

„Ich weiß nicht, Herr Marquis, ob ich und meine Tochter Ihnen in unſern Briefen ſo gedankt haben, als wir es zu thun ſchuldig waren, aber Gott iſt Zeuge, daß in unſern Herzen —“

„Gute Frau,“ unterbrach ſie der Marquis, „alles, was ich gethan habe, glaubte ich thun zu müſſen.“

„Und Du, mein Sohn,“ fuhr Frau Chabot fort, indem ſie ſich an ihren Sohn wendete, „haſt Du auch alles gethan, um Dich für alle die Wohlthaten ohne Zahl, die Dir und uns Herr von Grandicourt erwieſen, dankbar genug zu bezeigen?“

„Er hat es gethan,“ antwortete der Marquis; „ein beſcheidenes, eingezogenes Benehmen, eine ungeheuchelte Liebe zur Arbeit, eine wahre Frömmigkeit, — dieß waren die Beweiſe, die ich von ſeiner Dankbarkeit erwartet habe, und ich muß ihm das Zeugniß geben, er hat mir dieſe Beweiſe ſtets gegeben. Ja, liebe Frau, wenn Gott Ihnen viele harte Prüfungen geſendet hat, ſo hat er Ihnen auch einen guten Sohn gegeben.“

„Und eine gute Tochter,“ ſetzte Clotilde hinzu, indem ſie die Hand Marianne's, die ſie in der ihrigen hielt, drückte.

„Ja, auch eine gute Tochter!“ wiederholte Herr von Grandicourt.

Eine Stunde war während dieſer rührenden Unterhaltung verfloſſen und die Nacht eingetreten. Herr von Grandicourt gab das Zeichen zum Aufbruche.

„Ich bedaure, Herr Marquis, daß ich Ihnen kein paſſendes Nachtquartier anbieten kann, aber —“

„Laſſen Sie das gut ſein, liebe Frau,“ erwiderte Herr von Grandicourt; „Paul wird bei Ihnen bleiben und wir ſehen uns morgen wieder.“

Der Marquis und ſeine Kinder nahmen Abſchied und gingen. Paul begleitete ſie und leuchtete ihnen mit einer Laterne den ſteilen Pfad voran, der in die Stadt abwärts führte, und nach einer halben Stunde befanden ſie ſich in dem Gaſthauſe, wo ihre Pferde ſtanden.

Am andern Morgen holte ſie Paul ab und ſie begaben ſich wieder in das kleine Haus ſeiner Mutter. Der Marquis hatte Vorbereitungen treffen laſſen, um mit der Familie Chabot das Mittagsmahl einzunehmen. Nach dem Eſſen fragte Herr von Grandicourt die Wittwe, wem nun das Haus in der Stadt gehöre, das ſie früher bewohnt habe.

„Es gehört einem Manne,“ erwiderte Frau Chabot, „der deſſen längſt müde iſt, und dieß wundert mich auch nicht, denn es bietet in der That wenig Bequemlichkeit.“

„Und Sie hängen doch wohl mit Vorliebe an ihm?“

„O gewiß, Herr Marquis; ich habe in dieſem Hauſe meinen Vater und meine Mutter ſterben geſehen, und meine Kinder ſind in demſelben geboren.“

Herr von Grandicourt antwortete nichts hierauf; er ſchien über etwas nachzudenken und ſprach hierauf von andern Dingen.

Das Wetter war herrlich, und der Marquis trennte ſich mit ſeinen Kindern am Nachmittage von der Familie Chabot, um jene noch in der ſchönen Gegend von St. Jean herumzuführen. Sie kamen in den Gaſthof zurück, den der Marquis kurz nachher allein verließ. Gegen Abend kam er wieder zurück, indem er eine Pergament-Rolle in der Hand trug. Paul war eben anweſend, er gab ihm die Rolle und ſagte ihm, er möge ſie ſeiner Mutter bringen; er werde morgen ſelbſt mit ihr darüber ſprechen.

Wie groß war das Erſtaunen der Mutter Paul's, als ſie die geheimnißvollen Blätter der Rolle öffnete und darin las, daß das Haus, welches ſie einſt beſeſſen, vom Marquis in ihrem Namen angekauft worden ſei, und daß ſie es am Ende des Monats in Beſitz nehmen könne.

„Meine Kinder," rief ſie aus, nachdem ſie geleſen hatte, „niemals, nein, niemals können wir unſerm gütigen Wohlthäter vergelten, was er fortwährend an uns thut."

Als am andern Tage darauf Herr von Grandicourt ſie wieder beſuchte, wollte ſie ihm die Gefühle ihres Dankes auszuſprechen ſuchen, aber er ließ ſie nicht zum Worte kommen, ſondern ſagte:

„Ich hatte mir vorgenommen, gute Frau, Sie mit uns nach Frankreich zu nehmen, Paul aber, mit dem ich darüber geſprochen, hat mir geſagt, daß Sie es nicht über ſich würden gewinnen können, Ihre Heimath zu verlaſſen, und ich habe Ihnen alſo dieſen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen geſucht."

Die Familie Grandicourt brachte dieſen ganzen Tag in dem Häuschen der Frau Chabot zu, und am andern Tage führte ſie Paul auf die ſchönſten Punkte der an Naturſchönheiten äußerſt reichen Gegend und unter andern auf einen Berg, welcher ſehr reich an

Mineralien iſt, ſo daß Heinrich mehrere Stunden da zubrachte, um die merkwürdigſten für ſeine Sammlung auszuleſen. Der kleine Naturforſcher hätte gewünſcht, auch noch den Mont-Cenis zu erſteigen.

„Und wenn Du deſſen Höhe erreicht hätteſt,“ ſagte ſein Vater lächelnd, „dann hätteſt Du wohl Luſt, den Berg auf der andern Seite hinabzuſteigen, um Italien zu ſehen, — wo würde dann zuletzt die Reiſe enden? Du mußt Dich für dieſes Jahr wohl mit Savoyen begnügen. Wenn Du deine Studien vollendet haben wirſt, dann wollen wir ein ganzes Jahr oder zwei darauf verwenden, die merkwürdigſten Gegenden Europa's zu beſuchen.“

Als der Augenblick der Abreiſe gekommen war, empfand Paul eine ſo tiefe Betrübniß, daß ſeine Mutter ſelbſt ihn zu tröſten ſuchen mußte; und doch drohte auch ihr Herz bei dem Gedanken der Trennung zu brechen.

„Mein Kind,“ ſagte ſie, „der Wille des Himmels iſt, daß wir uns noch für einige Jahre trennen, und wir müſſen uns ihm unterwerfen.“

Sie wollte fortfahren, aber ſie beſaß die Kraft nicht dazu; ihr Schmerz brach mit Gewalt aus und ſie fiel auf ihren Lehnſtuhl zurück, indem ſie ihren Sohn feſt an ihre Bruſt drückte.

Um dieſer ſchmerzlichen Scene ein Ende zu machen, hieß der Marquis Paul ihm zu folgen. Dieſer gehorchte und rief ſeiner Mutter nur noch ſtammelnd ein Lebewohl zu, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen.

Als ſie das Haus verlaſſen hatten, nahm Paul auch von ſeiner Schweſter Abſchied, welche ſich von ihrer Mutter nicht entfernen durfte, und ging dann mit dem Marquis fort.

Die Zurückreiſe wurde angetreten und glücklich vollendet.

Sechstes Kapitel.

Am Abende vor dem Tage, an welchem die Familie Grandicourt in ihr Schloß zurückkehrte, ſchritt eine Frau, welche etwa fünfzig Jahre alt ſein mochte, und deren Aeußeres ihre Armuth anzeigte, durch ein Wäldchen, welches ſich am Ufer der Rhone hinzog. Ihr zur Seite befand ſich ein Kind, das einen Bündel trockener Aeſte trug, die es aufgeleſen hatte. Die Nacht näherte ſich immer mehr, und das Kind ſagte zu der Frau:

„Wir müſſen eilen, liebe Mutter, die Sonne iſt ſchon untergegangen.“

„Das iſt wahr, aber ich bin müde und muß ein wenig ausruhen. Setzen wir uns unter dieſen Baum.“

Das Kind folgte der Mutter hinter eine Hecke, die einige Schritte vom Wege entfernt war, legte ſeine Bürde auf den Boden und ſetzte ſich, denn es war ebenfalls müde.

Kaum eine Viertelſtunde war vergangen, als ſie ein Geräuſch wie von nahenden Schritten hörten. Das Kind fürchtete ſich, denn es glaubte, es kämen Holzaufſeher.

„Fürchte Dich nicht,“ ſagte ihm ſeine Mutter, „wir haben nicht Urſache dazu. Das dürre Holz, das wir geſammelt, iſt das Eigenthum der Armen. Uebrigens befinden wir uns auf dem Eigenthume des Herrn Marquis, und dieſer läßt uns nichts geſchehen. Aber ſtill, da ſind ſie!“

In demſelben Augenblicke gingen zwei Bauern vorüber, welche mit leiſer Stimme, aber mit großer Lebhaftigkeit ſprachen. Sie bleiben ſtehen, und die Stille, welche ringsum herrſchte, geſtattete der Frau, jedes Wort zu verſtehen, das die Leute ſprachen.

„Iſt es nicht ſchändlich,“ ſagte der Eine, „daß ein ſo reicher Mann, wie der Marquis, ſo übertriebene Anforderungen an ſeine Pächter ſtellt? Er gewährt keinem derſelben Nachlaß, und wenn einer mit Bezahlung ſeines Pachtes im Rückſtande bleibt, ſendet er ihm ſogleich ſeinen Verwalter, um ihn an ſeine Schuldigkeit zu mahnen. Alberne Menſchen behaupten, er ſei großmüthig, weil er ihnen den Pacht theilweiſe erläßt, aber da tritt wohl das Sprichwort in Kraft: Wo nichts iſt, da hat ſelbſt der Kaiſer das Recht verloren.“

„So ſind die Großen,“ entgegnete der Andere, „man erhebt ihre Wohlthätigkeit bis zum Himmel und bedenkt nicht, daß alles, was ſie in ihrer ſogenannten Großmuth geben, doch nur die Frucht des Schweißes des armen Arbeiters iſt. Aber nur Geduld! ihre Regierung wird bald zu Ende ſeyn und die Reihe des Befehlens dann an uns kommen. Die letzten Neuigkeiten aus Paris ſind gut, ſie verſprechen viel für die Zukunft.“

„Wenn ſie ihre Wohlthätigkeit auch nur auf die Armen des Landes beſchränken würden; aber ſie ſind im Stande, ſogar fremde Bettler kommen zu laſſen, um die Befriedigung zu haben, etwas zu thun, was ſie ein gutes Werk zu nennen belieben. Aber, um wieder auf den Marquis zurückzukommen, läßt er doch einen Betteljungen aus Savoyen an ſeinem Tiſche ſitzen, der noch am Abende vorher, ehe er in’s Schloß kam, mich um eine Schlafſtätte in meinem Stalle angebettelt hat. Aber ich werde dieſen kleinen unverſchämten Burſchen wohl einmal zu finden wiſſen und ihn lehren, daß es beſſer für ihn geweſen wäre, wenn er fortgefahren hätte, den Kamin zu reinigen. Man hat mir geſagt, er gehe oft ganz allein mit hoch getragener Naſe in der Gegend umher, um die Sterne zu beobachten. Er möge ſich hüten, daß ihm nicht das Schickſal des Aſtrologen in der Fabel widerfahre.“

„Du wirſt wohl daran thun. Er verdient eine Lektion, die etwas derber iſt, als jene, die er von ſeinem vornehmen Lehrer empfängt.“

Jener, welcher die letzten Worte geſprochen hatte, ſchlug dabei ein lautes Gelächter auf und ſetzte ſeinen Weg fort. Der Andere folgte ihm.

„Du haſt gehört, mein Kind,“ ſagte die arme Frau zu ihrem Sohne, „was dieſe Männer geſagt haben; ich verbiete Dir, irgend Jemanden etwas davon zu ſagen, hörſt Du? Laß uns aber jetzt gehen.“

Sie ſtand auf und ging mit ſchnellen Schritten weiter, und es war bereits ganz dunkel, als ſie in ihrer niedrigen Hütte ankam, welche im Weidengebüſche am Ufer der Rhone verſteckt lag. Sie trug ihrem Sohne auf, ſich ruhig in der Hütte zu verhalten, bis ſie wieder zurückkäme, und machte ſich dann unverweilt wieder auf den Weg, der zum Schloſſe des Marquis führte.

Am Schloſſe angekommen, zog ſie die Glocke, aber Niemand öffnete, und alles ſchien ſchon in tiefem Schlafe zu liegen. Sie lehnte ſich nun an das Gitter, entſchloſſen, den Tag da zu erwarten, wenn ſie nicht früher eingelaſſen würde. Während ſie die Augen feſt auf die hohen Fenſter des Wohnhauſes gerichtet hielt, wo auch nicht das geringſte Licht zu ſehen war, bemerkte ſie zwei Männer, die ſich von der entgegengeſetzten Seite näherten: es waren die beiden Bauern, deren Geſpräch ſie vor Kurzem erſt mit angehört hatte. Da ſie nicht mehr Zeit hatte, ſich zu verbergen, ſo erwartete ſie ängſtlich, von ihnen angeredet zu werden.

„Ei, was willſt Du denn noch zu ſo ſpäter Stunde hier, Alte?“ ſagte einer derſelben. „Du ſuchſt gewiß ein Nachtquartier; aber der Marquis iſt nicht zu Hauſe, und die Dienerſchaft macht ſich die Abweſenheit ihres Herrn zu nütze und pflegt der Ruhe.“

„Und der Herr Verwalter?“ fragte die Frau ſchüchtern.

„Der Herr Verwalter!“ rief lachend der Bauer; „Du thuſt ihm wahrlich zu viele Ehre an, der Herr Verwalter iſt ein grober Bauer und eben ſo alt, als dumm. Indeſſen, wenn Du noch durchaus in’s Schloß willſt, ſo wende Dich nur an Baptiſt, einen eben ſo dummen Kerl, als der Herr Verwalter iſt. Aber er iſt etwas harthörig, und man muß daher ſtärker läuten.“

Als er dieß ſagte, näherte er ſich dem Gitter, ergriff den Glockendraht und zog denſelben mehrmal heftig an.

„Jetzt wird man es gewiß gehört haben,“ ſagte er dann und entfernte ſich.

Bald darauf kam ein Mann, von einem großen Hunde begleitet, einen Schlüſſelbund in der einen und eine Laterne in der andern Hand durch den Garten auf das Gitter zu. Er beleuchtete mit dem Licht ſeiner Laterne den Platz vor dem Thore und ſah die alte Frau vor demſelben ſtehen, welche zitternd die Augen niederſchlug.

„Warum macht Ihr denn bei ſo ſpäter Stunde noch ſolchen Lärmen?“ fragte der Mann in etwas ernſtem Tone.

„Ich habe nicht ſo ſtark geläutet, mein Herr.“

„Ihr ſeid alſo nicht allein?“

„In dieſem Augenblicke wohl; aber ich möchte das alles dem Herrn Baptiſt erklären; führet mich alſo zu ihm.“

„Ich ſelbſt bin dieſer Baptiſt,“ ſagte der Mann, indem er das Thor öffnete, die Frau einließ und nach ihrem Begehren fragte.

„Herr Baptiſt,“ ſagte die Frau, „ich heiße Katharina Gauthier. Erſt ſeit einer Woche befinde ich mich in dieſer Gegend, wo mir eine wohlthätige Dame von Valence ein Häuschen gekauft hat. Aber ich vergeſſe, daß ich nicht hieher gekommen bin, um von mir zu ſprechen, ſondern von einem jungen Menſchen, den der Herr Marquis an Kindesſtatt angenommen hat. Ich habe Gelegenheit gehabt, ein Geſpräch anzuhören, welches zeigte, daß der junge Menſch Feinde habe.“

Katharina erzählte nun das Geſpräch der Bauern im Wäldchen ſo treu als möglich.

„Ich begreife nun,“ erwiderte Baptiſt, „woher der Haß kommt, den gewiſſe neidiſche Gemüther gegen unſern Paul hegen. Aber ſagt mir: kennt ihr die beiden Männer?“

— „Nein, die Dunkelheit ließ mich ihre Züge nicht erkennen, obwohl ſie einen Augenblick lang mir ganz nahe waren. Als ich hier ſtand und läutete, um in's Schloß gelaſſen zu werden, gingen die nämlichen Männer vorüber; einer derſelben zog die Glocke für mich, vorgeblich, um mir deſto ſchneller Einlaß zu verſchaffen; allein die Art, wie er es gethan hat, läßt mich vermuthen, daß er mir einen üblen Empfang von Seite der Leute des Schloſſes bereiten wollte. Glücklicherweiſe ſeid Ihr nun gekommen, Herr Baptiſt.“

„Warum ſagt Ihr: glücklicherweiſe?“

„Weil die verächtliche Weiſe, mit der die beiden Männer von Euch geſprochen haben, mir bewies, daß ich volles Vertrauen in Euch ſetzen dürfe.“

„Ich danke Euch für die gute Meinung, die Ihr über mich hegt,“ antwortete Baptiſt lachend. „Aber ehe ich das alles dem Herrn Marquis berichte, möchte ich doch wiſſen, warum Ihr ſo großen Antheil an Paul nehmt?“

„Ihr habt ohne Zweifel gehört, daß vor einigen Jahren der Sohn des Herrn Marquis und ſein Freund Paul einer armen Frau in Valence jeder zwei Thaler geſchenkt haben.“

„Ja, ja, Heinrich hat es mir ſelbſt erzählt und beigefügt, daß er in Ausübung dieſer guten Handlung nur das Beiſpiel nachgeahmt habe, das ihm ſein junger Freund gegeben.“

„Nun wohl, dieſe Frau bin ich. Seit langer Zeit hatte ich nicht ſo viel Geld beſeſſen; auch bin ich ſogleich, nachdem ich für meine hungrigen Kinder etwas Brod eingekauft hatte, ſchnell zu einem Arzte gelaufen, um meinem Bruder Bernhard, der ſchon lange krank darnieder lag, Hilfe zu verſchaffen, und ich hatte auch wirklich die Freude, ihn in kurzer Zeit wieder hergeſtellt zu ſehen. Ich kann alſo mit vollem Rechte ſagen, daß Herr Paul uns allen das Leben gerettet hat. Ohne ihn hätte mein Bruder niemals ſeine Geſundheit wieder erlangt, und ich und meine Kinder, welche derſelbe von ſeiner Hände Arbeit ernährte, hätten dann vor Hunger und Elend umkommen müſſen.“

„Alles, was Ihr mir da ſagt, rührt mich tief,“ erwiderte Baptiſt, „und ich weiß gewiß, der Herr Marquis, würde er euere Noth kennen —“

„O ich verlange nichts für mich, und alles, was ich mir erbitte, iſt, daß Ihr von allem dem, was ich Euch mitgetheilt habe, den jungen Herren nichts ſagt; ſie würden ſonſt erſchrecken.“

„Ihr dürft ruhig ſeyn,“ erwiderte Baptiſt.

„Ich gehe alſo und kehre zu meinen Kindern zurück.“

Baptiſt, den ſein Herr vor ſeiner Abreiſe zum Vertheiler der Almoſen aufgeſtellt hatte, die er regelmäßig zu geben pflegte, verſuchte vergebens, der Frau ein Geſchenk aufzudringen. Sie entfernte ſich und verſchwand bald in der Dunkelheit der Nacht.

Siebentes Kapitel.

Als ſich Baptiſt mit ſeinem Herrn allein befand, erzählte er ihm, was er von Katharina gehört hatte. Der Marquis hörte ihn mit Aufmerkſamkeit an, aber er ſchien ſeine Beſorgniß nicht zu theilen. Er nahm ſich jedoch vor, Erkundigungen einzuziehen, um wo möglich die Feinde Paul's kennen zu lernen, die ohne Zweifel auch die ſeinigen waren, und dem jungen Menſchen zu verbieten, ſich beſonders Nachts vom Hauſe zu entfernen.

Am Tage nach ihrer Zurückkunft begannen Heinrich und Paul ihre Studien wieder, und obwohl Letzterer ſich denſelben ſchon bisher mit aller Hingebung gewidmet hatte, ſo ſah man ihn nun aber ſeinen Eifer verdoppeln und zwar auf eine Weiſe, daß der Marquis beſorgte, ſeine Geſundheit möge darunter Schaden leiden. Paul hatte einen doppelten Beweggrund hiezu: einerſeits wollte er ſich ſobald als möglich die Fähigkeit erringen, ſeine Familie ernähren und die Wohlthaten des Herrn von Grandicourt entbehren zu können; auf der andern Seite aber ſuchte er in dem Eifer, mit dem er ſich den Wiſſenſchaften hingab, Zerſtreuung, denn ſeit dem Abſchiede von ſeiner Mutter hatte eine tiefe Traurigkeit ſich ſeiner bemächtigt, die ſich in eine gefährliche Art von Heimweh zu verwandeln drohte.

Der Winter kam, und man ſah, wie immer um dieſe Jahreszeit, die drei Engel von Grandicourt die Hütten der Gegend beſuchen und den Armen und Kranken Hilfe an Geld, Nahrungsmittel, oder Arzneien bringen, die der Marquis unter ſie vertheilen ließ.

Man befand ſich damals am Ende des Jahres 1789. Der hohe Preis des Getreides hatte in Paris ſehr ernſte Störungen der öffentlichen Ordnung herbeigeführt; in den Straßen der Hauptſtadt war Blut gefloſſen und die düſterſten Gerüchte verbreiteten ſich bis in die äußerſten Provinzen des

Königreichs. Schon waren viele adelige Familien im Gefolge der königlichen Prinzen ausgewandert, und von einem Ende Frankreichs zum andern ertönte das Wuthgeſchrei: „Tod dem Adel, Krieg den Schlöſſern!“

Mehrere Freunde des Marquis hatten ihn zu bewegen geſucht, mit ihnen in das Ausland zu fliehen; allein er wollte ſein Vaterland nicht eher verlaſſen, als bis er die Ueberzeugung haben könnte, ihm nicht mehr nützlich ſeyn zu können. Um den Verläumdern des Adels den Mund zu verſchließen, ließ er auf's Neue Almoſen vertheilen, und er begnügte ſich nicht damit, ſelbe durch ſeine Kinder den Dürftigen überbringen zu laſſen, ſondern ging ſelbſt mehrere Meilen weit im Umkreiſe umher, um ſich zu überzeugen, wo und woran es Noth thue, allenthalben die Spuren einer unerſchöpflichen Wohlthätigkeit zurücklaſſend. Auch überhäuften ihn die Armen mit tauſend Segnungen, und es gab keinen Unglücklichen, welcher nicht bereit geweſen wäre, für ihn und ſeine Kinder ſein Leben zum Opfer zu bringen.

An einem düſtern und kalten Morgen des Monates Dezember machten ſich Heinrich und Paul auf den Weg, jeder einen Korb tragend, welcher mit Lebensmitteln gefüllt war. Mühſam ſchritten ſie dem Ufer der Rhone entlang auf dem mit Schnee bedeckten Wege fort, und obwohl ſie warm gekleidet waren, ſo zitterten ſie doch vor Kälte, denn ein eiſiger Wind blies ihnen gerade in's Geſicht. Die Kinder ließen ſich aber von dieſen Hinderniſſen nicht abſchrecken, ſondern gingen nur um deſto ſchneller, da ſie wußten, daß man mit Sehnſucht ihrer harre.

Als ſie in das Wäldchen kamen, in welchem die alte Katharina das Geſpräch der beiden Bauern mit angehört hatte, trennten ſich ihre Wege. Heinrich ging links, indem Paul den bisher verfolgten Weg fortſetzte. Da trat dem Letzteren plötzlich ein Mann in den Weg, welchen er ſchon irgendwo geſehen zu haben glaubte.

„Ihr ſcheint ſehr viele Eile zu haben,“ ſagte der Mann zu Paul, indem ein ſpöttiſches Lächeln ſeine ohnedem unangenehmen Züge noch häßlicher machte.

„Ja,“ antwortete Paul, „ich will zum alten Chriſtoph gehen.“

„Ah! gewiß im Auftrage des Herrn Marquis. — Man muß geſtehen, der Herr Marquis iſt ein ſonderbarer Mann; er jagt ſeine Pächter einer Kleinigkeit wegen fort, und Landſtreicher, die ihm niemals einen Liebesdienſt erwieſen haben, füttert er mit Braten.“

„Ich verſtehe Euch nicht, denn ich habe noch niemals gehört, daß einer der Pächter des Herrn Marquis Urſache gehabt hätte, ſich über harte Behandlung von ſeiner Seite zu beklagen.“

„Das glaube ich wohl; er hat nur noch dumme Teufel zu Pächtern, die ſich geduldig das Fell über die Ohren ziehen laſſen; aber ich, der da mit Euch ſpricht, ich bin auch ſein Pächter geweſen; er hat behauptet, ich ſuche ihn zu betrügen, und mir ſchmachvoller Weiſe die Thüre gewieſen.“

Der Ton, in welchem der Mann das ſagte, flößte Paul Schrecken ein. Er wollte ſeinen Weg fortſetzen, aber der Mann hielt ihn gewaltſam beim Arme zurück und ſagte zu ihm:

„Warte nur noch ein wenig, Bürſchchen! Wenn die Suppe kalt wird, bis Du zum alten Chriſtoph kommſt, ſo mußt Du ſie eben an's Feuer ſtellen. Ich muß Dir noch etwas im Vertrauen ſagen und erlaube Dir, es dann dem Herrn Marquis zu hinterbringen. Er wird wiſſen, daß das Reich der Gerechtigkeit nahe iſt. Der Thron des Despotismus iſt vor einigen Monaten durch die Hände des Volkes umgeſtürzt und die Baſtille unter den Streichen der Rächer der Nation zertrümmert worden. Doch das iſt nur das Vorſpiel von weit wichtigeren Scenen. Herr von Grandicourt möge daher nicht ſo ſtolz auf ſeinen Titel und auf ſeine Thaler ſein, denn ſeine Stunde wird bald geſchlagen haben und er genöthigt ſein, vor Jenen die Flagge zu ſtreichen, denen er ſo lange mit Verachtung begegnet iſt. Und Du, Bürſchchen, der Du gegenwärtig den jungen Herrn ſpielſt, erinnerſt Du Dich noch, daß Du mich vor einigen Jahren um ein Nachtquartier gebeten haſt?“

Paul erblaßte: er wollte reden, es kam aber kein Laut aus ſeinem Munde. Er erhob die Augen, ſie begegneten jedoch einem ſo wilden Blicke, daß er ſie wieder niederſchlagen mußte. Endlich brachte er mit Mühe die Worte hervor:

„Ich erinnere mich wohl daran; ich war damals ſehr in Noth, und Herr von Grandicourt hatte Mitleiden mit meiner Hilfloſigkeit.“

„Mit mir hat er kein Mitleiden gehabt, der Elende!“ rief der Bauer mit Wuth.

„Mäßiget euere Worte, ich bitte Euch!“

„Ich ſoll meine Worte mäßigen? Und warum? Die Zeit iſt vorüber, wo die Adeligen die Herren ſpielten, und es iſt nun am Volke, ſeine mächtige Stimme zu erheben. — Aber ſage mir doch, was hat den Marquis veranlaßt, Dir, einem erbärmlichen Eſſenkehrer, einem Ausländer noch dazu, ſo viele Aufmerkſamkeit zu ſchenken?“

„Er hat niemals den Unglücklichen ſeines Vaterlandes ſeine Hilfe verſagt, wenn ſie deren würdig waren.“

„Das heißt wohl: ich ſei derſelben nicht würdig geweſen! Gut gekräht, mein junger Hahn; man ſieht, Du haſt aus dem Unterricht Nutzen gezogen, den man Dir ertheilte. Aber alles hat ſeine Grenze, und ich will Dich nun lehren, den Ton herabzuſtimmen.“

Bei dieſen Worten ergriff er Paul auf's Neue beim Arme, und erhob ſeinen Stock, um ihn auf den Kopf des jungen Menſchen niederfallen zu laſſen, als eine heiſere Stimme hinter einer alten zerfallenen Mauer, die in der Nähe war, gehört wurde.

„Kommt ſchnell herbei, meine Freunde,“ rief die geheimnißvolle Stimme, „kommt und ergreift dieſen Straßenräuber!“

Im gleichen Augenblicke hörte man ein Geräuſch, wie es mehrere Menſchen verurſachen, die ſchnell durch ein Gebüſch dringen.

Es war nun an dem Bauer, zu erblaſſen; er ließ ſchnell den Arm Paul's fahren und entfernte ſich mit eiligen Schritten der Rhone zu.

Paul ſtand noch ganz verſteinert da, als er eine Frau vor ſich erblickte, welche in einen ſchwarzen Mantel gehüllt war, deſſen Kapuze ihr ganzes Geſicht bedeckte. Sie warf nun die Kapuze zurück und ſagte:

„Ihr ſcheint mich nicht wieder zu erkennen; ja ich habe mich, ſeitdem wir uns zum erſten Male ſahen, freilich verändert. Ich war damals krank und dem Tode nahe.“

Paul ſuchte vergebens ſich der Frau zu erinnern.

„Ihr ſeyd ein edler junger Menſch, weil Ihr ſo leicht das Gute vergeſſet, das Ihr Andern erwieſen habt. Aber wenn es Dem, der Wohlthaten erweiſet, erlaubt iſt, ſie zu vergeſſen, ſo darf dieſes doch auch nicht Jener thun, dem ſie erwieſen wurden. Ich bin die arme Frau, welcher Ihr zu Valence einmal zwei Thaler gegeben habt, und die bisher nicht Gelegenheit hatte, Euch dafür zu danken.“

„Gott müßt Ihr dafür danken, meine gute Frau,“ antwortete Paul erröthend; „denn Er hat mir dieſen Gedanken eingegeben.“

„Ich habe ihm auch ſchon dafür gedankt, und danke ihm auch heute, daß er mich hieher geführt hat. Ich kenne erſt ſeit Kurzem den Elenden, der Euch bedroht hat; er heißt Jean Morel und war einſt einer der Pächter des Herrn Marquis. Er hätte Euch, glaube ich, getödtet, denn er iſt ein böſer Menſch. Wie er auch immer groß ſprechen mag, er wird es noch nicht wagen, gegen den Herrn Marquis aufzutreten; aber Euch anzugreifen, dazu hatte der Böſewicht Muth.“

„Aber,“ fragte Paul, „wo iſt denn der Mann, deſſen Geſchrei ihm ſo große Furcht einjagte?“

„Ihr habt geglaubt, das Geſchrei eines Mannes zu vernehmen, während dieſes doch nur von mir kam. Wenn ich meine Stimme nicht verſtellt hätte, würde ich meine Abſicht nicht erreicht haben. Wenn die Kraft fehlt, muß man zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen, und dieß habe ich gethan, indem ich mit den Füßen ſtampfte und die Zweige in Bewegung ſetzte, als wenn mehrere Männer Euch zu Hilfe eilten.“

„Ich wünſchte im Stande zu ſein, Euch meinen Dank beſſer als durch bloße Worte bezeugen zu können, aber der Herr Marquis wird es an meiner Stelle thun, ich bin deſſen gewiß.“

„Ich verlange keinen Dank, denn ich habe nur eine Handlung der Gerechtigkeit ausgeübt. Ihr habt mir das Leben gerettet, und es war daher nicht mehr als billig, daß ich Euch aus den Händen eines Elenden errettete, der Euch Uebles zufügen wollte, weil ihm, wie er behauptet, von dem Herrn Marquis Unrecht geſchehen iſt. Ich bin zwar nicht reich, aber ich habe, was ich brauche. Mein Bruder hat mich bisher unterſtützt, daß ich meine kleine

Familie ernähren konnte; vor Kurzem haben wir nun eine kleine Erbſchaft gemacht, die uns für immer der Nahrungsſorgen überhebt. — Aber ich vergeſſe, daß man Euch erwartet; erlaubt, daß ich Euch begleite.“

Nachdem Paul der Familie Chriſtoph's die Lebensmittel gebracht hatte, kehrte er in das Schloß zurück. An ſeiner Seite ging Katharine; aber ſie begegneten Niemanden, und als ſie aus dem Wäldchen gekommen waren, ſahen ſie den Marquis ihnen entgegengehen. Katharine empfahl Paul, ſich nicht wieder allein vom Schloſſe zu entfernen, und kehrte zurück.

Als Herr von Grandicourt von Paul erfahren hatte, in welcher Gefahr er geſchwebt hatte, machte er ſich Vorwürfe darüber, die Warnung nicht beſſer beachtet zu haben, die ihm durch Baptiſt zugekommen war; obwohl er ſchon auf Morel Verdacht gehabt, ſo hatte er doch nicht glauben können, daß dieſer Menſch ſo feig ſein werde, ſich an einem Kinde zu vergreifen.

Dieſes Ereigniß, obwohl an ſich ohne beklagenswerthe Folgen geblieben, trug doch bei, die Beſorgniſſe zu vermehren, welche die neueſten Nachrichten aus Paris in der Bruſt des Marquis erregt hatten. Am 5. Oktober hatte nämlich eine Rotte von Wüthenden den Palaſt des Königs in Verſailles überfallen, und beinahe wäre die Königin in ihrem Bette ermordet worden. Bald darauf ſah ſich der König Ludwig XVI. in ſeiner perſönlichen Freiheit bedroht;

er beſchwerte ſich in der National-Verſammlung über die vom Volke erlittene Gewalt, aber ſeine Beſchwerden fanden kein Gehör.

Achtes Kapitel.

Das Jahr 1790 verfloß in Grandicourt eben ſo friedlich als die vorhergegangenen Jahre. Die Achtung und Liebe, die der Marquis von Grandicourt genoß, ſchützten ihn noch gegen die dumpfen Drohungen einiger Emiſſäre, welche in die Provinzen geſchickt worden waren, um die Landleute gegen den Adel und die Geiſtlichkeit aufzuwiegeln.

Im Laufe dieſes Jahres erſchien ein Dekret, welches den Marquis ſeiner Titel beraubte; er tröſtete ſich aber leicht über dieſen Verluſt durch den Gedanken, daß er ſeine Güter behalte, denn er konnte nun doch auch fernerhin, wie bisher, einen Theil derſelben für die Armen verwenden.

Zur nämlichen Zeit entſchloß ſich Frau von Clairval, die Schweſter des Marquis, welche die Langeweile aus der Auvergne in die Hauptſtadt getrieben hatte, Paris zu verlaſſen und aus den Gefahren, welche die Revolution in ihrem Gefolge hatte, nach Grandicourt zu fliehen, und Heinrich erhielt von ſeinem Vater den Auftrag, ſie dort abzuholen.

Heinrich war ſchon abgereist, als ſein Vater von Herrn Visconti einen Brief erhielt, welcher ihm anzeigte, daß Frau Chabot gefährlich erkrankt ſei, und vor ihrem Tode ihren Sohn noch einmal zu ſehen wünſche. Der Marquis ließ Paul rufen und ſagte ihm, nachdem er ihn einigermaßen auf die erhaltene traurige Nachricht vorbereitet hatte:

„Mein Sohn, hoffentlich wird die Sache nicht ſo ſchlimm ſein; aber deine Mutter wünſcht nun einmal Dich zu ſehen.“

Paul war ſehr beſtürzt, nachdem er den Brief des Pfarrers geleſen hatte, und theilte die Hoffnung ſeines Wohlthäters keineswegs. Nach einem Stillſchweigen von einigen Minuten ſeufzte er tief auf; er ergriff dann in tiefſter Betrübniß die Hand des Marquis und ſprach:

„Ich bin bereit, augenblicklich abzureiſen.“

„Aber Du ſollſt nicht allein reiſen. Ich würde Dich ſelbſt begleiten, wenn ich nicht beſorgen müßte, daß meine Entfernung bei meinen Feinden eine üble Deutung fände, aber ich werde Dir Baptiſt mitgeben. Gott gebe, daß Du deine Mutter außer Gefahr findeſt; wenn aber des Himmels Wille unſern Wünſchen entgegen iſt, ſo ſage deiner Schweſter, daß ſie in mir und in meiner Tochter einen Vater und eine Schweſter finde, welche ſich bemühen werden —“

Der Marquis war ſelbſt zu gerührt, als daß er hätte vollenden können. Er mußte ſich von dem jungen Menſchen abwenden, um ſeine Thränen zu verbergen, und entfernte ſich, um Baptiſt die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Zwei Stunden darauf ſtand der Reiſewagen angeſpannt im Hofe des Schloſſes. Herr von Grandicourt begab ſich nun ſelbſt in Paul's Zimmer und fand ihn im Gebete begriffen. Er nahm ihn bei der Hand und bedeutete ihn, ihm zu folgen. Der junge Menſch gehorchte und beſtieg den Wagen, ohne daß er oder der Marquis im Stande geweſen wäre, ein Wort zu ſprechen; Baptiſt nahm an ſeiner Seite Platz. Der Marquis grüßte mit der Hand und ging in das Schloß zurück, während der Wagen langſam aus dem Schloßhofe fuhr.

Man befand ſich damals am Anfange des Winters. Düſtere Wolken bedeckten den Himmel, und die ganze Natur war von einem dichten Nebel umhüllt, ſo ſchön auch das Wetter noch einige Tage vorher geweſen war. Die Blätter fielen von den Bäumen, und ein ſcharfer, kalter Wind führte ſie mit fort, vermiſcht mit dem Staub der Straße; die Vögel hatten ihren Geſang eingeſtellt, und jene, die man noch hier und da traf, ließen nur ein kurzes klagendes und melancholiſches Geſchrei ertönen. Die Trauer, die über die ganze Natur verbreitet lag, mußte das ſchmerzliche Gefühl, das in Paul's Herzen herrſchte, nur noch vermehren. Baptiſt wollte in einer kleinen Stadt, in welcher man am Abende eintraf, die Nacht zubringen, denn man erzählte da von ernſtlichen Anfällen, die auf Reiſende geſchehen waren, welche es gewagt hatten, ihre Reiſe Nachts durch die Berge fortzuſetzen.

„Nein, nein!“ rief Paul, „meine Mutter iſt vielleicht dem Tode nahe; ſetzen wir immer unſere Reiſe fort, der Himmel wird uns ſeinen Schutz verleihen.“

Unſere Reiſenden trafen wirklich unangefochten und wohlbehalten in St. Jean ein.

In dem Augenblicke, wo ſie bei der Cathedralkirche vorbeigingen, begegneten ſie einem Leichenzuge. Paul fühlte ſich von einem kalten Schauer überlaufen, und fiel erblaſſend in Baptiſt's Arme.

„O meine Mutter!“ rief er aus, „ſo durfte ich dich alſo nicht mehr ſehen.“

Der Prieſter, welcher den Leichenzug begleitete, hatte Paul geſehen und ſeinen Ausruf gehört; er näherte ſich ihm und ſagte:

„Beruhigen Sie ſich, junger Mann, Ihre Mutter lebt noch. Eilen Sie zu ihr; ſobald meine Geſchäfte es erlauben, komme ich ebenfalls.“

Paul war ſo ſehr von dem Anblicke des Leichenzuges ergriffen worden, daß er es kaum glauben konnte, ſeine Mutter lebe noch; als er aber die Perſonen betrachtete, welche die Leiche begleiteten, ſah er weder einen Verwandten noch einen Bekannten ſeiner Mutter. Auf dieſe Weiſe von ſeinem Irrthum überzeugt, ſetzte er wieder raſch ſeinen Weg fort.

Als er an die Thüre des Hauſes ſeiner Mutter kam, trat eben ſeine Schweſter heraus; ſie ſah blaß und angegriffen aus.

„Gott ſei gelobt!“ rief ſie aus, indem ſie ihrem Bruder in die Arme ſtürzte, „unſere gute Mutter wird alſo doch nicht ſterben, ohne Dich noch einmal geſehen zu haben.“

Marianne theilte ihm nun alles mit, was auf die Krankheit der Mutter Bezug hatte, und ſagte ihm, daß die Aerzte leider die Hoffnung ihrer Wiederherſtellung aufgegeben hätten. Sie ging nun in's Haus, um ihre Mutter auf Paul's Ankunft vorzubereiten, und kam bald wieder zurück, um ihn zu der Kranken zu führen.

Als Paul in das Zimmer trat, ſah er ein Krucifix zwiſchen zwei brennenden Kerzen auf dem Tiſche neben dem Bette ſtehen, worin ſeine Mutter lag, welche erſt vor Kurzem die heiligen Sterbſakramente erhalten zu haben ſchien, und dieſe Vorbereitungen zum Tode ergriffen ihn ſo ſehr, daß er ſich feſthalten mußte, um nicht umzuſinken.

Baptiſt unterſtützte ihn und führte ihn zu dem Bette ſeiner Mutter, vor welchem er nun auf die Kniee niederſank. Als er die Augen zu der Kranken erhob, ſah ihn dieſe mit jenem melancholiſchen Lächeln an, welches man bisweilen bei Sterbenden wahrnimmt, wenn ſie fühlen, daß ihre letzte Stunde naht.

„Nun, Paul,“ ſagte ſie, „haſt Du mir nichts zu ſagen? Ich werde Dich ja doch bald nicht mehr hören können.“

Dieſe Worte brachen dem, an welchen ſie gerichtet waren, das Herz; aber ſeine Thränen floſſen und er fühlte ſich dadurch wieder etwas erleichtert.

Ohne ein Wort zu ſprechen, ergriff er die Hand ſeiner Mutter und weinte.

„Mein Sohn,“ ſagte die Sterbende, „wir müſſen uns in den Willen Deſſen ergeben, der, als er uns das Leben gab, ſich das Recht vorbehalten hat, es uns wieder zu nehmen, wann er es immer für gut findet. Ihr werdet mich zwar dann nicht mehr ſehen, aber ich ruhe dann im Schooße meines Gottes, wo wir einſt vereiniget werden, wenn auch euere Stunde ſchlägt.“

Nach einer Pauſe von einigen Minuten fuhr Frau Chabot fort:

„Mein liebes Kind, ich danke dem Himmel, daß er mir die Gnade erwieſen, Dich noch einmal ſehen zu dürfen. Ich habe mit Dir zu ſprechen, nicht von mir, nein, denn ich werde bald nichts mehr bedürfen, ſondern von dem großmüthigen Manne, dem wir alles verdanken, was wir beſitzen. Ohne ihn würde der Kummer mich längſt getödtet haben; und was wäre dann aus Euch geworden, meine Kinder? Wir haben eine heilige Pflicht gegen ihn zu erfüllen, die Pflicht der Dankbarkeit, und nur Du, Paul, kannſt hoffen, ſie zum Theile wenigſtens erfüllen zu können. Wir ſtehen am Vorabende einer politiſchen Kriſis, welche viel Blut fließen machen wird. Vielleicht ſteht der Herr Marquis von Grandicourt ſchon auf der Liſte Jener, welche ſich die Feinde der Religion und des Königthums zu Opfern auserleſen haben. Du biſt zwar noch jung, Paul, aber vielleicht findeſt Du doch Gelegenheit, deinem Wohlthäter nützlich zu ſein, und wenn er genöthigt ſein ſollte, zu fliehen, ſo mußt Du ihn begleiten. Er hat ſich gegen Dich als Vater benommen, und Du biſt ihm daher die ganze Liebe, die ganze Ergebung eines Sohnes ſchuldig. Versprichſt Du mir, ſo zu handeln, Paul?“

„Ja, meine Mutter!“ rief ſchnell der junge Menſch; „ja!“ wiederholte er mit feierlicher Stimme, „ich ſchwöre es Dir hier vor dem heiligen Bilde unſeres Erlöſers!“

Bei dieſen Worten wandte ſich Paul dem Krucifixe zu und erhob die Hand wie zum Schwure zu demſelben.

„Gut, mein Kind, ich werde nun getröſtet und ruhig ſterben.“

„Aber warum willſt Du denn ſterben, liebe Mutter?“ rief Paul in dem Tone und mit der Geberde des tiefſten Schmerzes.

„Weil Gott es will, mein Sohn.“

Während Frau Chabot den Muth ihrer Kinder aufzurichten ſuchte, trat der Pfarrer des Städtchens ein. Er war erſtaunt, als er den Zuſtand wahrnahm, in welchem ſich die Kranke befand. Ihre Stimme ſchien wirklich viel kräftiger zu ſein, als dieß in den letzten Tagen der Fall geweſen war; ihre Augen waren belebter, und auf ihren Wangen hatte ſich eine leichte Röthe verbreitet.

Der Pfarrer äußerte ſich darüber gegen die Kranke, aber dieſe erwiderte:

„Wundern Sie ſich darüber nicht, hochwürdiger

Herr! Ich gleiche einer Lampe, welche, auf dem Punkte zu erlöſchen, noch einmal helle aufflammt. Ich fühle nur zu ſehr, daß ich den kommenden Morgen nicht erleben werde.“

Eine Pauſe entſtand, während welcher der Pfarrer, unabläſſig die Blicke auf Frau Chabot richtend, mit Aengſtlichkeit die Veränderung beobachtete, die ſich plötzlich in ihren Zügen kund gab.

Die Nacht war eingetreten, als die Kranke mit Anſtrengung zu dem Prieſter ſagte:

„Hochwürdiger Herr! ich glaube, es iſt Zeit, daß Sie mir nun den letzten Dienſt Ihres heiligen Amtes erweiſen.“

Der Pfarrer hatte das heilige Oel mit ſich gebracht, und war bereit, die Sterbende mit dem letzten Sakramente zu verſehen. Paul und Marianne knieten an der Seite des Sterbebettes nieder, indem ſie vergebens ſich bemühten, ihren Schmerz zu unterdrücken.

Als die fromme Feierlichkeit vorüber war, reichte Frau Chabot ihren Kindern die Hand, erhob die Augen zum Himmel und ſagte mit ſchwacher Stimme:

„Mein Gott, ſegne die Kinder, die ich hier zurücklaſſe, damit ſie ſtets rein bleiben vor deinen Augen, und daß wir uns einſt alle drei in deinem Schooße vereinigt wiederfinden!“

Sie ließ nun den Kopf zurückſinken, und man ſah, wie ſich ihre Augenlider ſanft ſchloſſen, während ſie kaum mehr athmete und ihre Glieder unter dem Eindrucke des Todes erſtarrten. Man betete nun die Sterbegebete und unter dieſen hauchte Frau Chabot den letzten Seufzer aus.

Es gibt Schmerzen, deren Ausdruck man beſſer nicht ſtört, als daß man ſie zu bekämpfen ſucht. Dieſes begriff der würdige Geiſtliche ſehr wohl, als er Paul und Marianne nun anzeigte, daß ſie keine Mutter mehr hätten. Er ließ daher ihren Thränen freien Lauf, und erſt als ſie etwas ruhiger geworden waren, richtete er jene ſanften und tröſtenden Worte an ſie, welche, dem Tode gegenüber, allein die Religion ihren Dienern einzuflößen vermag.

Er verließ ſie endlich, nachdem ſie ihm das Verſprechen gegeben hatten, ſich zur Ruhe zu begeben. Eine alte Dienerin blieb bei der Verſtorbenen zurück. —

Neuntes Kapitel.

Nachdem Paul und ſeine Schweſter ihrer Mutter die letzte Pflicht erwieſen hatten, kehrten ſie nach Hauſe zurück; aber der Tag verging, ohne daß ihnen der Schmerz geſtattete, an die Zukunft zu denken. Erſt am darauffolgenden Tage erinnerte ſich Paul der Worte, die der Marquis beim Abſchiede zu ihm geſagt hatte, und ſchlug Mariannen vor, die großmüthige Gaſtfreundſchaft anzunehmen, welche ihr der Marquis biete.

Marianne ſchien anfangs zu zaudern; aber nachdem ſie einige Augenblicke nachgedacht hatte, antwortete ſie:

„Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß das Anerbieten des Herrn Marquis aufrichtig gemeint iſt, aber ich kann es nicht annehmen. Eine innere Stimme, ein geheimes Vorgefühl ſagt mir, daß ich ihm einſt werde nützlich ſein können, wenn ich hier bleibe und dieſes Haus behalte.“

„Aber was fällt Dir ein, liebe Schweſter? Dein Vorgefühl ſagt Dir da etwas ſehr Sonderbares.“

„Ich halte es auch dafür, und doch kann ich nicht umhin, dieſer Stimme zu folgen, als wenn ſie vom Himmel käme.“

„Du willſt alſo allein hier leben?“

„Die alte Margarethe wird bei mir bleiben. Uebrigens kennſt Du meine Anhänglichkeit an den Boden, wo ich geboren bin. Ich könnte mich nicht entſchließen, dieſes Haus zu verlaſſen, das mir ſo lieb geworden iſt, als es meiner Mutter war.“

„Du haſt Recht, Marianne. Wenn ich mir nicht eine Stellung in der Welt verſchaffen müßte und mich nicht die Bande der Dankbarkeit an die Familie des Marquis von Grandicourt binden würden, ich möchte Savoyen niemals verlaſſen.“

Paul gab nun Baptiſt den Auftrag, den Wagen zur Abreiſe bereit zu halten.

„Sie wollen alſo noch heute abreiſen?“ fragte der Diener erſtaunt.

„Ja,“ antwortete Paul, indem er einen ſchmerzlichen Blick auf ſeine Schweſter warf, „je länger ich zaudere, meine Reiſe anzutreten, deſto weniger Muth werde ich dazu haben, und dennoch gebietet es die Nothwendigkeit, daß ich abreiſe.“

Baptiſt ging, den Auftrag Paul's in Vollzug zu ſetzen.

Bei dem Geräuſche, welches der vorfahrende Wagen verurſachte, erblaßte Paul und ſah ſeine Schweſter an; dieſe aber war zu ſeinem großen Erſtaunen ruhig und gefaßt geblieben, während er ſelbſt ſich alle Mühe geben mußte, den Schmerz der bevorſtehenden Trennung zu überwinden.

„Weine nicht, mein Bruder,“ ſagte Marianne, „wir werden nicht lange getrennt bleiben; vielleicht ſind wir wieder vereinigt, ehe ein Jahr verfloſſen iſt.“

„Ich glaube Dich errathen zu haben,“ erwiderte Paul, und umarmte ſeine Schweſter, „gebe der Himmel, daß dein Vorgefühl nicht eintrifft.“

Bei dieſen Worten verließ er das Zimmer und ſtieg in den Reiſewagen, welcher ſich ſchnell entfernte.

Es war ſchon ziemlich kalt, aber der Himmel heiter und die Luft rein. In Grenoble, wo Paul eintraf, ohne daß ihm auf dem Wege etwas Bemerkenswerthes begegnet wäre, herrſchte eine unheimliche Bewegung; alle Augenblicke ſah man eine adelige Familie eintreffen oder abreiſen, welche Frankreich verließ, um auf fremdem Boden den Frieden und die Sicherheit zu ſuchen, welche das Vaterland nicht mehr gewährte.

Am darauffolgenden Tage ſetzte Paul ſeinen

Weg fort. Als die Nacht angebrochen war, befanden ſich die Reiſenden in der Nähe eines Dorfes, wo ſie bleiben wollten. Da hörten ſie einen ungewöhnlichen Lärmen aus dem Dorfe herübertönen und bald unterſchieden ſie drohendes Geſchrei, welches die Stille der Nacht noch furchtbarer machte.

„Hier geht etwas vor, das nicht in der Ordnung iſt,“ ſagte Baptiſt; „wir müſſen das Dorf zu vermeiden ſuchen, und einen Seitenweg einſchlagen, der mir wohl bekannt iſt, während der Wagen den Weg fortſetzt.“

Paul war damit einverſtanden und verließ mit Baptiſt den Wagen. Nachdem ſie dem Poſtillon den Auftrag gegeben, er möge ſo ſchnell als möglich durch's Dorf fahren, betraten ſie einen Fußpfad, welcher zu einigen einzelnen Häuſern führte, die mitten auf dem Felde ſtanden.

Inzwiſchen fuhr der Poſtillon weiter. Am Eingange des Dorfes ſetzte er ſeine Pferde in Galopp; allein er ſtieß bald auf ein Hinderniß, das ihn zu halten nöthigte, nämlich auf einen Haufen von mehr als zweihundert Perſonen, welche vor dem Pfarrhauſe verſammelt waren und die Straße vollkommen verſperrten. Sie drohten dem Pfarrer, die Thüre ſeines Hauſes einzubrechen, wenn er ſie nicht gutwillig öffnen würde. An der Spitze befand ſich der uns bekannte Morel und an deſſen Seite ein Mann, deſſen Aeußeres einen jener Emiſſäre verrieth, die von Paris ausgeſandt waren, um die Bauern zum Aufſtand aufzureizen.

Sie wollten eben ihre Drohungen in's Werk ſetzen, als ſie den Reiſewagen erblickten. Morel, welcher eine Fackel in der Hand trug, näherte ſich demſelben und er hatte auf dem Schlage kaum das Wappen des Marquis von Grandicourt bemerkt, als er mit der Freude eines Satans, der ſeiner Beute gewiß iſt, ausrief:

„Hieher, meine Freunde, hieher! Laßt euern Pfarrer in Ruh'; Ihr werdet noch immer Zeit finden, mit ihm abzurechnen. Wir machen hier einen beſſern Fang, nämlich den vormaligen Marquis von Grandicourt, den hochmüthigſten aller Ariſtokraten in der Dauphine.“

Ein ſataniſches Lächeln und Blicke voll hölliſcher Freude begleiteten dieſe Worte, und kaum waren ſie ausgeſprochen, als der ganze Haufe ſich ihm zuwandte.

Morel öffnete den Schlag des Wagens und ſtieg auf den Tritt, indem er ſagte:

„Steigen Sie immer aus, Herr Marquis; wenn es wahr iſt, daß Sie das Volk lieben, ſo werden Sie erfreut ſein, — —“

Er vollendete nicht, denn er ſah nun, daß der Wagen leer war.

„Beim Teufel!“ rief er mit dem Ausdrucke höchſter Wuth, „der Schurke iſt uns entwiſcht!“

Hierauf wandte er ſich an den Poſtillon und fragte ihn, wo ſein Herr hingekommen ſei?

Der arme Burſche war aber ſo erſchrocken, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

„Wo iſt dein Herr?“ fragte Morel wiederholt mit drohender Geberde.

„In Grandicourt!“ ſagte endlich der Poſtillon, am ganzen Körper zitternd.

„Nun wohl!“ entgegnete Morel, „Du magſt ihm ankündigen, daß wir ihm nächſtens einen freundſchaftlichen Beſuch abſtatten werden. Sage ihm zugleich, er möge entſchuldigen, daß wir uns die Freiheit genommen, uns ein wenig an ſeinem Holze zu wärmen.“

Indem er dieß ſagte, warf er ſeine Fackel in den Wagen und dieſer ſtand ſogleich in vollen Flammen.

„Kommt, Freunde!“ rief Morel, „eine Ronde zu Ehren des Herrn Marquis!“

Und nun begannen Alle, Männer und Frauen, wie Raſende um den brennenden Wagen zu tanzen.

„Schön, ſchön!“ rief Morel, ſich wie toll geberdend, „bald werden wir um ein ſchöneres Feuer tanzen; alle Schlöſſer, dieſe Neſter des Hochmuthes und des Despotismus, müſſen von der Oberfläche des Erdbodens verſchwinden.“

Der Poſtillon war im Sattel ſitzen geblieben; Niemand bekümmerte ſich mehr um ihn. Aber als die Pferde die Hitze des hinter ihnen brennenden Wagens ſpürten, bäumten ſie ſich, die Leute, welche die Zügel hielten, mußten ſie loslaſſen, und die beiden Thiere ſtürmten vorwärts, alles über den Haufen werfend, was ihnen im Wege war und die brennenden Trümmer des Wagens mitfortreißend. Das Geſchrei der Umſtehenden und Niedergeworfenen vermehrte noch ihre Wuth; anſtatt der Straße zu folgen, brachen ſie ſich ſeitwärts Bahn und eilten auf einen Bach zu, der durch die Ebene floß. Vergebens ſtrengte ſich der Poſtillon an, ſie zurückzuhalten, die Pferde ſtürzten ſich mitten in's Waſſer.

Der Poſtillon hatte geglaubt, ſeinen Tod in dem Bache zu finden; aber er fand darin ſeine Rettung. Das Waſſer hielt die Flucht der Pferde auf und erfriſchte ihr Blut, während es das Feuer löſchte, das, durch den Luftzug genährt, das Vordergeſtell ergriffen hatte, an welches die Pferde befeſtigt waren. Er erreichte das entgegengeſetzte Ufer, ſchnitt die Stränge ab und wollte eben, mit Gewalt die Pferde anſpornend, im Galopp davon reiten, als er eine flehende Stimme vernahm, welche ihn bat, zu halten.

Als er um ſich blickte, ſah er beim Lichte der Sterne einen ſchwarz gekleideten Mann, welcher auf einem über den Bach gelegten Brette das andere Ufer desſelben erreichte. Es war der Pfarrer des Dorfes, welcher die durch die Ankunft des Reiſewagens herbeigeführte Unterbrechung des Sturmes auf ſein Haus benützt hatte und durch eine Hinterthüre entflohen war.

„Nehmen Sie meinen Platz ein, hochwürdiger Herr!“ ſagte der Poſtillon zu dem Pfarrer, indem er das Sattelpferd verließ und das andere Pferd erkletterte.

Der Pfarrer that es und ſie ritten weiter.

Nach einigen Minuten erreichten ſie die Straße. Sie fanden Paul am Fuße eines Baumes knieen, während Baptiſt ſich an ſeiner Seite den Aeußerungen tiefen Schmerzes überließ.

Der junge Menſch erhob ſich und rief, den Poſtillon erkennend, aus:

„Gott ſei gelobt! ich hielt Dich für verloren. Als wir das Geſchrei hörten, welches die Elenden ausſtießen, haben wir wohl errathen, daß Du Dich in Gefahr befändeſt; da wir Dir aber nicht zu Hilfe kommen konnten, ſo thaten wir das Einzige, was uns möglich war: wir beteten für Dich.“

„Ihre Gebete,“ ſagte nun der Pfarrer, „haben wenigſtens einen Erfolg gehabt; denn,“ fügte er, auf den Poſtillon zeigend, hinzu, „wenn dieſer brave Burſche mir nicht zu Hilfe gekommen wäre, ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre.“

„Alſo gegen Sie, Herr Pfarrer,“ fragte Paul, „war der Angriff der Elenden gerichtet?“

„Ja, gegen mich,“ erwiderte der Pfarrer.

„Und was iſt aus dem Wagen geworden?“

„Er iſt verloren,“ ſagte der Poſtillon; „doch ich werde Ihnen dieß ein anderes Mal erzählen. Entfernen wir uns jetzt! Die ſchlechten Burſche im Dorfe könnten auf den Einfall gerathen, uns zu verfolgen, und es iſt daher das Sicherſte, uns ſchnell zu entfernen.“

Der Pfarrer war ſchon abgeſtiegen und bereit, den Reſt des Weges zu Fuß zurückzulegen, aber man nöthigte ihn, ſich wieder in den Sattel zu ſetzen.

Baptiſt wollte, daß Paul das andere Pferd beſteige, aber dieſer that es nicht.

„Meine Füße,“ ſagte er, „ſind ſtark genug, mich zu tragen, die deinigen aber bedürfen der Schonung.“

Nach einigem Widerſtreben erfüllte endlich Baptiſt den Willen Paul's; er beſtieg das Pferd und man machte ſich auf den Weg. Vor Anbruch des Tages erreichten ſie ein Wirthshaus, wo ein Wagen gemiethet wurde, und die Reiſenden erreichten ohne weitern Unfall Valence.

Zehntes Kapitel.

Inzwiſchen folgten ſich die politiſchen Ereigniſſe mit einer erſchreckenden Schnelligkeit. Die gegenſeitige Erbitterung der Parteien wuchs von Tag zu Tag, die Unruhe des Volkes, nicht allein in der Hauptſtadt, ſondern auch in den Provinzen ſtieg auf's Höchſte, und Ludwig XVI. fühlte, daß er alles von einer Menge zu fürchten habe, welche ohne Unterlaß und durch jedes Mittel aufgereizt wurde, während ſie den Abſichten des Monarchen mißtraute.

Frau von Clairval war durch die Greuelſcenen, welche unter den Fenſtern ihres Hauſes in Paris vorgingen, ſo in Schrecken geſetzt worden, daß ſie einige Tage vor dem Eintreffen Heinrich's in der

Hauptſtadt ſchwer erkrankte. Ihr Neffe wollte ſie nicht verlaſſen, er ſetzte daher ſeinen Vater davon in Kenntniß und bewog ſeine Tante, ſich auf ein Landhaus zurückzuziehen, das ſie bei Vincennes beſaß. Aber anſtatt daß Frau von Clairval ihre Geſundheit wieder erlangte, blieb ihr Zuſtand immer der nämliche, und die Begebenheiten jener Tage waren auch nicht geeignet, ihn beſſer werden zu laſſen.

Am 22. Februar zog der Pöbel der Vorſtadt St. Antoine, von Santerre angeführt, mit Wuth gegen den Schloßthurm von Vincennes aus, um ihn anzugreifen und in Ruinen zu verwandeln, wie dieß bereits mit der Baſtille geſchehen war. Dieſer Schloßthurm, ſagte man, hänge durch unterirdiſche Gänge mit dem Schloſſe der Tuilerien zuſammen, und der König wolle auf dieſem Wege entfliehen. Lafayette zerſtreute die Menge, aber das Geſchrei, welches ſie ausſtieß, hatte Frau von Clairval ſo in Schrecken verſetzt, daß alle Bemühungen Heinrich's, ſie zu beruhigen, fruchtlos waren. Sie blieb in einem Zuſtande immerwährender Angſt und Bangigkeit, und das Geſchrei des aufrühreriſchen Haufens erklang ununterbrochen in ihren Ohren.

Mirabeau ſtarb. Auf ſeinem Sterbebette hatte er angekündiget, daß die Monarchie mit ihm zu Grabe gehen werde. Als der Marquis von Grandicourt den Tod dieſes Mannes erfuhr, welcher ſeinen König hätte retten können, wenn er früher ſeinen Irrthum erkannt hätte, konnte er ſich die nahende Gefahr nicht länger mehr verhehlen.

„Ich fürchte,“ ſagte er, „die bevorſtehenden Ereigniſſe werden die Vorherſagung des Sterbenden beſtätigen. Mögen ſich nun aber die Dinge geſtalten, wie immer, ich werde Frankreich nicht vor meinem Könige verlaſſen; inzwiſchen wird ja doch das Volk, wie ich hoffe, von ſeiner Verirrung zurückkommen.“

Der Marquis konnte, wie Ludwig XVI., nicht begreifen, daß im menſchlichen Herzen ſo viel Verkehrtheit herrſchen könne. Er rechnete auf die Ergebenheit aller der Glücklichen, welche er gemacht hatte, und dachte nicht daran, daß ein einziger Menſch hinreiche, den Frieden zu zerſtören, von dem er ſich umgeben ſah, und ihn ſeines ſüßeſten Genuſſes, jenes des Wohlthuns, zu berauben.

Dieſer Menſch, unſere Leſer werden ihn bereits errathen haben, war Morel. Von einem unverſöhnlichen Haſſe gegen alles erfüllt, was über ſeiner Sphäre war, und im Beſitze einer gewiſſen Kraft, die ihn fähiger, als jeden Andern machte, große Erfolge zu erringen, war er durch einen Agenten der Pariſer Club auserleſen worden, unter den friedlichen Landbewohnern der Dauphine das Feuer des Aufruhrs zu nähren. Mit dieſem tiefen Haſſe, den er gegen den Adel hegte, verband er einen maßloſen Ehrgeiz und eine ſchrankenloſe Verachtung gegen jeden religiöſen Cultus. Die Unmöglichkeit, worin er ſich ſo viele Jahre hindurch befunden hatte, ſeinem Grolle Genüge zu thun, hatte die fieberhafte Ungeduld, welche ihn verzehrte, nur vermehrt, als er endlich den Augenblick gekommen ſah, ſich des Vertrauens würdig zu erweiſen, das ihm der revolutionäre Agent geſchenkt hatte.

Als am 18. April Ludwig XVI. die Tuilerien verließ, um ſich nach St. Cloud zu begeben, wurde er vom Pöbel aufgehalten und gezwungen, in ſeinen Palaſt zurückzukehren. Dieſe neue Gewaltthätigkeit, die er erfuhr, beſtärkte ihn in dem Gedanken, im Geheimen die Hauptſtadt zu verlaſſen und ſich nach Montmedy zu begeben, nicht, wie ſeine Feinde behaupteten, um den fremden Heeren, welche in Frankreich einzufallen drohten, die Hand zu reichen, ſondern um hinter den Mauern dieſes feſten Platzes zu warten, bis die Bewegung der Geiſter ſich wieder gelegt habe.

Zu Varennes angekommen, wurde der unglückliche Monarch mit ſeiner Familie verhaftet und nach Paris zurückgeführt, wo er ſeinen Einzug durch eine unermeßliche Menge von Zuſchauern hielt, die, anſtatt ihn durch ihren Zuruf zu begrüßen, ein düſteres Stillſchweigen beobachteten und mit bedecktem Haupte ihn vorüberfahren ſahen. Die Täuſchung, welche das Diadem umgab, war verſchwunden: der König ward der Regierung beraubt und mußte erwarten, daß man ihm auch noch jenen Schatten von Macht nehme, in deren Beſitz man ihn bisher noch laſſen zu müſſen glaubte.

Als die Nachricht von dieſem Vorgange in die Dauphine gelangte, verdoppelte Morel ſeine Bemühungen, ſeine Zwecke zu erreichen. Da er einer hinreichenden Anzahl von Genoſſen bedurfte, um das

Schloß Grandicourt, das er zu plündern und zu zerſtören beſchloſſen hatte, mit Erfolg angreifen zu können, begab er ſich nach Valence, wo er Leute zu finden hoffte, wie er ſie brauchte.

Eines Abends führte er etwa ein Dutzend ſeiner neuen Freunde in ein Wirthshaus, das vor der Stadt Valence, und zwar an dem Wege lag, der nach Grandicourt führte. Man befand ſich in den erſten Tagen des Monates Juli und eine glühende Atmoſphäre lag drückend auf den ausgetrockneten Feldern. Morel verlangte beim Eintritte, man ſolle außer ſeiner Geſellſchaft Niemanden in's Haus aufnehmen, und nahm mit ſeinen Genoſſen von einem Saale des erſten Stockwerkes Beſitz, der die Ausſicht auf den Garten hatte. Die Wirthin, eine gute Frau ohne allen Haß und alles Mißtrauen, that alles, was man von ihr begehrte. Sie ſchloß die Thüre und die Läden und bediente dann ihre Gäſte mit Wein und kalten Speiſen.

Kaum war eine Viertelſtunde vergangen, als man leiſe an das Fenſter der Küche klopfte; die Wirthin öffnete das Fenſter und erkannte Katharina Gauthier.

„Ich ſterbe vor Durſt, liebe Blanka,“ ſagte Katharina; „reiche mir doch ein Glas friſches Waſſer. Aber warum iſt denn deine Thüre verſchloſſen? Es iſt ja noch nicht Nacht.“

„Es befinden ſich mehrere Herren im Hauſe, welche nicht geſtört ſein wollen.“

„Nun, ich will doch nicht hoffen, daß es Dir verwehrt ſei, eine gute Freundin zu empfangen.“

„Ich mußte verſprechen, Niemanden einzulaſſen.“

„Nun, ich verlange ja nur ein Plätzchen neben Dir in der Küche; vor dem Hauſe iſt es nicht auszuhalten vor Hitze.“

Blanka zögerte noch einige Zeit; da ſie aber bedachte, daß das Verbot nur Gäſte betreffen könne, öffnete ſie die Thüre, verſchloß ſie wieder ſorgfältig und führte ihre Freundin in die Küche. Dann ging ſie in den Garten, um Salat für ihre Gäſte zu holen.

Letztere erregten durch das Geräuſch, das ſie machten, die Aufmerkſamkeit Katharina's. Plötzlich glaubte ſie die Stimme Morel's zu erkennen. Den Schrecken überwindend, den ihr dieſer Menſch jedes Mal einflößte, ſo oft ſie ihn ſah oder hörte, kam ihr der Gedanke, es könne vielleicht gut ſein, zu hören, was im Saale geſprochen werde; ſie trank alſo ihr Glas aus, verließ die Küche, ſchlich leiſe die Treppe hinauf und kauerte ſich hinter eine alte Kiſte, welche an der dünnen Bretterwand des Saales lehnte, worin ſich die Trinker befanden, auf den Boden nieder. Das Geſpräch wurde mit großer Lebhaftigkeit geführt, und es war unmöglich, deſſen Worten einen Sinn abzugewinnen, ſo ſchnell und verworren folgten ſie aufeinander.

Die Wirthin brachte den Salat, und da ſie Katharina nicht mehr ſah, glaubte ſie, ſie habe ſich inzwiſchen entfernt.

Wiederholt wurden neue Bouteillen auf den Tiſch geſetzt, und als die Gläſer gefüllt waren, forderte Morel Stillſchweigen.

„Ich ſchlage Euch einen doppelten Toaſt vor, meine Freunde!“ ſagte er; „ich weiß, Ihr werdet ihn mit Enthuſiasmus aufnehmen. Alſo: Nieder mit den Ariſtokraten; es lebe die Freiheit!“

Allgemeiner Beifall folgte dieſem Toaſte, den alle wiederholten, und die Gläſer klangen mit Heftigkeit aneinander, ſo daß mehrere in Stücke brachen.

„Ich will Euch nun meinen Plan mittheilen,“ fuhr Morel fort. „Der erſte Schlag muß auf den hochmüthigen Marquis von Grandicourt fallen. Er iſt mein perſönlicher Feind; aber dieſer Grund ſoll hier kein Gewicht haben, es gibt noch einen viel gewichtigeren. Der Marquis iſt der Feind des Volkes, die Stütze der Prieſter, und hängt mit Leib und Seele an der Sache der Ariſtokraten. Stolz auf ſein Vermögen, iſt er es aber noch mehr auf die Stütze, die er in ſeinen Pächtern zu beſitzen glaubt. Seit langer Zeit ſchon trotzt er verwegen den Drohungen, die ſich aus allen Gegenden Frankreichs gegen die Unterdrücker der Nation erheben, und behandelt mit Verachtung die Beſtrebungen aufgeklärter Männer, welche darauf abzielen, die Geſellſchaft umzubilden und ſie von einer tödtlichen Wunde zu heilen, an der ſie ſchon ſo lange Zeit krank liegt. Nun wohl, meine Freunde, wir müſſen dieſem Marquis zeigen, daß wir ſtärker ſind, als er. Wenn unſere Repräſentanten dem Hofe ernſte Lehren gegeben haben, ſo iſt es billig, daß wir jenen Herren gegenüber, welche das eiſerne Scepter des Despotismus über uns ſchwingen, ein Gleiches thun.“

Ein neuer Ausbruch von Beifall, welcher im ganzen Hauſe wiedertönte, folgte auf dieſe Rede.

Morel, geſchmeichelt durch den Eindruck, welchen er auf ſeine Genoſſen hervorgebracht hatte, ſetzte ſich und fuhr dann mit weniger erhobener, aber doch für Katharina vollkommen verſtändlicher Stimme fort:

„Ich danke Euch für den Beifall, den Ihr mir ſchenket; ich weiß, daß er mir niemals fehlen wird. Aber mit dem Sprechen allein iſt es nicht gethan; wir müſſen auch handeln, und ich habe mir dazu folgenden Plan ausgedacht: Wir leben in einer ſchweren Zeit, alles kündigt einen nahen Sturm an; wann er ausbrechen wird, läßt ſich zwar nicht beſtimmen, aber er wird nicht lange auf ſich warten laſſen, und wir wollen ihn benützen, um unſern Plan auszuführen.“

„Und warum wollen wir warten?“ fragte eine Stimme; „warum wollen wir unſern Angriff nicht gleich morgen bei Anbruch des Tages unternehmen? Wenn es ſich um ein gemeinnütziges Werk handelt, darf man offen auftreten.“

„Ich bin zwar nicht dagegen,“ entgegnete Morel, „aber wir ſind nicht zahlreich und ich kenne die Pächter des Marquis; ſie hängen mit blinder Vorliebe an ihrem Herrn und wir müſſen befürchten, ſchändlich in die Flucht geſchlagen zu werden. Die Gelegenheit, unſere Liebe für das Vaterland an den

Tag zu legen und einen Beweis unſeres Muthes zu geben, wird uns demnächſt nicht fehlen; aber die Pflicht der Selbſterhaltung, die jeder Menſch gegen ſich ſelbſt beobachten muß, um ſein Leben nicht unnützer Weiſe auf's Spiel zu ſetzen, gebietet uns Klugheit.“

„Die Elenden!“ rief Katharina, welche ſich nicht mehr zurückhalten konnte, ihrem Unwillen und der Verachtung, welche ſie fühlte, Ausdruck zu geben.

„Wer hat geſprochen?“ fragte Morel, indem er mit einem unruhigen und argwöhniſchen Blicke die Verſammlung muſterte.

Mehrere der Anweſenden erblaßten, alle ſchwiegen, mit Ausnahme desjenigen, welcher einen Augenblick vorher geſprochen hatte.

„Wir ſind verrathen!“ rief er, „ein Verräther hat ſich eingeſchlichen.“

„Ich will die Sache unterſuchen,“ verſetzte Morel, indem er den Saal verließ und die Treppe hinabſtieg.

Die Dämmerung war inzwiſchen angebrochen, und Morel ging bei Katharina vorüber, ohne ſie zu ſehen. Er rief die Wirthin; dieſe ſagte ihm aber, daß die Thüre verſchloſſen ſei und das Haus keinen andern Eingang habe. Die gute Frau befand ſich jedoch in großer Verlegenheit: ſie glaubte wohl, daß Katharina nicht mehr im Hauſe ſei, aber wie war ſie hinausgekommen? die Thüre war verſchloſſen, und doch hatte ſie Katharina nicht hinausgelaſſen. Sie zitterte daher an Händen und Füßen, als ſie ſah, daß Morel das Haus durchſuchte.

Morel hatte aber — und zwar zur größten Verwunderung der Wirthin ſelbſt — alles in Ordnung gefunden und begab ſich wieder zu ſeiner Geſellſchaft.

„Meine Freunde,“ ſagte er, in's Zimmer tretend und ſeinen Platz wieder einnehmend, „wir ſind das Spiel unſerer Einbildung geweſen: ich habe nirgends etwas Verdächtiges bemerkt. Kommen wir aber nun wieder auf unſer Vorhaben zurück. Morgen begeben wir uns einzeln nach Grandicourt und — —“

Das Uebrige ſprach er mit ſo leiſer Stimme, daß Katharina kein Wort davon verſtehen konnte, aber ſie wußte genug. Fürchtend, mit dieſen Menſchen zuſammen zu treffen, verließ ſie ſchnell ihren Schlupfwinkel, um aus dem Hauſe zu kommen. Wenig fehlte, daß Blanka bei ihrem Anblicke einen Schrei des Entſetzens ausgeſtoßen hätte; aber ſie war von ihrem Erſtaunen noch nicht zu ſich gekommen, als Katharina die Thüre geöffnet und ſich ſchnell entfernt hatte.

Eilftes Kapitel.

Katharina kehrte nach Valence zurück, wo ihr Bruder Bernhard wohnte. Sie ſagte ihm in wenigen Worten, was ſie gehört hatte, und bat ihn, ſie nach Grandicourt zu begleiten. Bernhard zögerte nicht einen Augenblick. Nachdem er ſich mit einem kurzen Degen bewaffnet hatte, den er leicht unter ſeinen Kleidern verbergen konnte, verließ er die Stadt und ſchlug in Begleitung ſeiner Schweſter den Weg zum Schloſſe ein. Als ſie bei dem Wirthshauſe vorübergingen, worin ſich Morel mit ſeinen Geſellen befand, hörten ſie ein Geſchrei, ein Stampfen mit den Füßen und ein Gelächter erſchallen, das zu der Stille der Nacht, die ringsum herrſchte, einen widerlichen Contraſt bildete.

„Hörſt Du die wilden Geſellen?“ ſagte Katharina zu ihrem Bruder, „ſie freuen ſich ſchon im Voraus ihres Sieges. Sie ahnen nicht, daß jener Gott, den ſie läſtern, ſich einer armen Frau bediene, um ihre unheilvollen Pläne zu nichte zu machen.“

Nach einem eilfertigen ununterbrochenen Marſche erreichte Katharina die Hütte, welche ſie bewohnte. Das ältere ihrer Kinder war noch nicht ſchlafen gegangen und erwartete ſie mit Unruhe.

„Ich bin etwas lange ausgeblieben,“ ſagte ſie zu ihrem Sohne, „in wenigen Tagen wirſt Du die Urſache erfahren. Du kannſt nun zu Bette gehen und ruhig ſchlafen.“

Es war ſchon zu ſpät, um noch zum Schloſſe zu gehen; auch war Katharina müde und hatte einige Stunden Ruhe nöthig. Sie legte ſich daher in den Kleidern auf ihr Lager, während Bernhard ſich auf einen Strohhaufen legte, der vor der Thüre lag; ſie konnte aber nicht einen Augenblick ſchlafen.

Beim erſten Grauen des Morgens ſtand ſie auf, weckte ihren älteſten Sohn, trug ihm auf, vor ihrer Zurückkunft das Haus nicht zu verlaſſen, und weckte nun auch ihren Bruder auf. Dieſer ſchlief feſt, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſeiner Schweſter Vorwürfe gemacht; aber der Name Grandicourt, den ihm Katharina zuflüſterte, erinnerte ihn ſogleich an den Vorgang des vorigen Abends. Er ſchüttelte die Strohhalme ab, die an ſeinen Kleidern hingen und machte ſich ſogleich mit ſeiner Schweſter auf den Weg.

Als ſie am Schloßthore ankamen, fanden ſie Baptiſt.

„Gewiß wieder ſchlimme Nachrichten!“ ſagte der alte Diener, als er die düſtere Miene und die gerötheten Augen Katharina's bemerkte.

„Leider iſt es ſo!“ antwortete ſie. „Saget dem Herrn Marquis, daß ich ihn zu ſprechen wünſche.“

Baptiſt begab ſich ſeufzend zu ſeinem Herrn, welcher eben aufgeſtanden war.

„Sage der Frau,“ befahl der Marquis ſeinem Diener, „mich im Saale zu erwarten. Ich weiß nicht, ob die Meinung, die man im Lande über dieſe Frau hegt, gegründet iſt, aber ich glaube, ſie iſt des Verſtandes nicht vollkommen mächtig. Doch ich will hören, was ſie zu berichten hat; Gott bedient ſich oft der ſchwächſten Werkzeuge, um die größten Wirkungen hervorzubringen.“

Einige Minuten ſpäter befand ſich der Marquis bei Katharina und ihrem Bruder. Die arme Frau war ſo ergriffen, daß ſie anfangs kein Wort hervorbringen konnte.

„Setzt Euch,“ gute Frau,“ ſagte der Marquis, indem er ihr einen Seſſel darbot, „und dann ſagt mir, was Euch hieher führt.“

„Eine große Gefahr droht Ihnen, Herr Marquis!“ brachte Katharina endlich hervor. „Hören Sie mich an und dann urtheilen Sie ſelbſt.“

Nun erzählte Katharina alles, was ſie im Wirthshauſe zu Valence gehört hatte, und hob dabei beſonders die Fügung Gottes hervor, der ſie in dem Augenblicke in das Haus geführt habe, wo Morel mit ſeinen Genoſſen ſich darin befand.

Der Marquis, ſo groß auch ſein Muth war, konnte ſich bei der Erzählung der Frau doch einer gewiſſen Unruhe nicht erwehren. Der gegen ihn geſchmiedete Anſchlag war auch in der That geeignet, unter den Umſtänden, in welchen man ſich damals befand, große Beſorgniß einzuflößen. Er dankte Katharina für die ihm gemachte Mittheilung und fragte ſie, was ſie wohl glaube, daß nun zu thun ſei.

„Fliehen müſſen Sie, Herr Marquis,“ antwortete Katharina, „und zwar auf der Stelle!“

„Aber, Schweſter,“ fiel Bernhard ein, „Flucht möchte denn doch nicht dem Charakter des Herrn Marquis geziemen. Er iſt von treuen Dienern umgeben, welche bereit ſind, ſich um ihn zu ſammeln und ihn mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen, wenn es nothwendig iſt. Der Herr Marquis möge nur ein Wort ſprechen, und nicht allein ſeine Pächter, ſondern auch alle gutgeſinnten Bewohner der benachbarten Dörfer werden ſich wie ein Mann erheben, um dieſe Elenden zurückzuſchlagen, die es wollen wagen, ihre Habſucht und ihren Ehrgeiz mit dem Mantel der Liebe zum Vaterlande zu bedecken, und unter dem Vorwande, das Reich der Gleichheit herzuſtellen, nur an Plünderung und Brand denken.“

„Ich zweifle nicht an der Ergebenheit meiner Leute,“ erwiderte Herr von Grandicourt, „und ich bin überzeugt, daß ſie bei dem mindeſten Anſcheine von Gefahr mir ſogleich zu Hilfe eilen werden, aber ich ſage wie unſer guter König: Gott wolle nicht, daß um meinetwillen auch nur ein einziger Menſch umkomme. — Wenn es ſich um das Opfer meines Vermögens handelt, ſo will ich dieſes lieber aufopfern, als zugeben, daß der geringſte meiner Diener ſein Leben für mich in Gefahr ſetze.“

„Schwäche und Unentſchloſſenheit bei einem Könige,“ entgegnete Bernhard, „ſind oft ein Fehler; doch will ich mir durchaus nicht herausnehmen, das Benehmen unſeres tugendhaften Monarchen zu bekritteln. Was aber Sie betrifft, Herr Marquis, ſo ſehe ich nicht ein, was Sie abhalten ſollte, Gewalt mit Gewalt zurückzuſchlagen, beſonders wenn es ſich auch noch um etwas Anderes handelt, als um das Vermögen.“

„Ich werde mich vertheidigen, wenn es geſchehen muß, aber ich werde mich auch bloß vertheidigen.“

„Der Herr Marquis hat Recht,“ ſagte Katharina; „übrigens wenn es auch heute gelingen ſollte, den Angriff zurückzuſchlagen, er würde ſich morgen wiederholen. Gott hat aus Gründen, die ihm allein bekannt ſind, über Frankreich einen Schwindelgeiſt hereinbrechen laſſen, und viele Jahre mögen vergehen, bis es wieder zur Vernunft kommt. Der Dunſt des Blutes, welches ſchon in Strömen vergoſſen worden, iſt den Demagogen in den Kopf geſtiegen; in ihrer Trunkenheit treten ſie Alles mit Füßen und ſie werden nicht ruhen, bis ſie auch noch das Blut unſeres Königs vergoſſen haben.“

„Gott bewahre uns vor ſo einem großen Unglücke!“ rief der Marquis erblaſſend.

In dieſem Augenblicke trat Clotilde in’s Zimmer, und da ſie die Beſtürzung ſah, in welcher ſich ihr Vater befand, wollte ſie die Urſache derſelben wiſſen.

„Du biſt in dieſem Augenblicke hier überflüſſig, meine Tochter,“ ſagte der Marquis; „kehre in dein Zimmer zurück und beſchäftige Dich mit deiner Arbeit.“

Clotilde wollte ſich eben entfernen, als Paul eintrat. Da er den Marquis nicht in ſeinem Zimmer gefunden hatte, war er hieher gekommen, um ihm, wie er dieß täglich that, einen guten Morgen zu wünſchen.

„Was machſt Du aber noch hier, mein Kind?“

ſagte der Marquis zu ſeiner Tochter, die bei dem Eintreten Paul's wieder zurückgekehrt war; „geh' in dein Zimmer, ich bitte Dich; ich werde Dich rufen laſſen, wenn ich deiner bedarf.“

In der Stimme des Marquis herrſchte ein Ton der Traurigkeit und Niedergeſchlagenheit, welcher Clotilden tief in's Herz drang. Sie hegte die Ueberzeugung, daß ihr Vater von einer großen Gefahr bedroht werde, aber als gehorſame Tochter folgte ſie ohne Widerrede. Nachdem ſie auf Katharina einen fragenden Blick geworfen hatte, welcher aber ohne Erwiderung blieb, entfernte ſie ſich und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein, um ſich da auszuweinen.

Paul war erſt ſiebzehn Jahre alt, aber die Richtigkeit ſeines Urtheils, die Rechtlichkeit ſeines Herzens erſetzten, was ihm noch an Erfahrung und Menſchenkenntniß fehlte. Auch hatte ihn ſein Wohlthäter in ſchwierigen Fällen ſchon manchmal um ſeine Meinung gefragt und es niemals zu bereuen gehabt, daß er ſie befolgt hatte.

„Mein junger Freund,“ ſagte er zu Paul, „wir ſind zu einer kleinen Berathung verſammelt, welcher Du beiwohnen magſt. Clotilde habe ich nur auf ihr Zimmer geſchickt, um ihr einen Schrecken zu erſparen.“

Der Marquis unterrichtete Paul nun von der Sache, um die es ſich handelte, und fragte ihn um ſeine Meinung.

„Herr Marquis,“ ſagte der junge Mann nach einiger Ueberlegung, „ich ſchließe mich der Meinung

Katharina's an. Wir dürfen zwar allerdings unſer Leben vertheidigen, auch wenn das unſerer Gegner dabei in Gefahr käme, aber unter den gegenwärtigen Umſtänden wäre es unklug, einer Schaar von Böſewichtern Trotz bieten zu wollen, welche, wenn ſie auch heute noch nicht ſtärker iſt als wir, es vielleicht morgen ſein wird."

„Du räthſt alſo zur Flucht?"

„Ja, Herr Marquis."

„Und wohin ſoll ich mich begeben?"

„Mein theurer Wohlthäter," entgegnete Paul, und erhob die Augen flehend zu dem Marquis, „über der Grenze von Savoyen ſind Sie ſicher; Savoyen iſt ein friedliches und ruhiges Land, wo Sie nichts zu fürchten haben."

„Dein Gedanke iſt gut; aber in welchen Theil von Savoyen ſoll ich mich begeben?"

„Iſt das Haus, welches meine Mutter bewohnte, nicht das Ihrige? Als ich das letzte Mal meine Schweſter verließ, ſagte ſie mir, ſie habe ein geheimes Vorgefühl, daß unſere Trennung nicht lange dauern werde."

Trotz den ernſten Gedanken, die den Marquis in dieſem Augenblicke beſchäftigten, konnte er ſich über das geheime Vorgefühl Marianne's des Lächelns nicht enthalten und er ſagte zu Paul:

„Mein liebes Kind, ich zweifle zwar, daß das Haus deiner Mutter groß genug für uns alle ſein wird, aber wir werden uns einzurichten ſuchen, wenn ſich kein anderes Auskunftsmittel finden ſollte."

Katharina hatte ſich inzwiſchen dem Fenſter genähert. Nachdem ſie den Himmel betrachtet hatte, ſagte ſie:

„Ich weiß nicht, ob Morel ſeine Eingebungen von dem Geiſte der Finſterniß erhält, aber die Sonne iſt blutroth aufgegangen.“

„Solltet Ihr abergläubig ſein, Katharina?“ fragte Herr von Grandicourt mit einem Lächeln, das aber durchaus nichts Verletzendes hatte.

„O nein! aber Sie wiſſen, eine roth aufgehende Sonne und eine mit Dünſten angefüllte Atmosphäre zeigen übles Wetter an. Sie müſſen ſogleich abreiſen.“

„Obwohl ich den Charakter Morel's kenne, ſo bin ich doch überzeugt, daß er nicht wagen wird, ſeinen Vorſatz auszuführen. Ich werde noch warten.“

„Es wäre möglich,“ ſagte Katharina nach einigem Nachdenken, „daß Ihre Flucht bei hellem Tage den gewünſchten Erfolg nicht hätte. Morel wird ſeine Maßregeln getroffen haben und hat gewiß die Straße durch ſeine Leute beſetzen laſſen, um Ihre Flucht aufzuhalten. Sie werden daher beſſer thun, Herr Marquis, wenn Sie die Nacht und das ſtürmiſche Wetter erwarten, welches ſie bringen wird. Laſſen Sie mich nur machen; ich werde mich am Abende einfinden und Ihnen den Weg zeigen. Aber ich bitte Sie, Herr Marquis, treffen Sie Ihre Vorbereitungen. Dieſe Nacht dürfen Sie nicht mehr im Schloſſe ſchlafen.“

„Vorbereitungen kann man immerhin treffen, ohne zu reiſen, und ich werde ſie treffen laſſen, um Euch zufrieden zu ſtellen, gute Frau; aber ich bin feſt entſchloſſen, das Schloß nicht zu verlaſſen, ohne volle Gewißheit zu haben, daß die Gefahr ſo nahe iſt, wie Ihr ſagt."

„Sie werden dieſe Gewißheit haben, noch ehe der Morgen kommt."

Nachdem Katharina ſich mit ihrem Bruder entfernt hatte, ließ der Marquis ſeinen Einnehmer Marſenne, der auch einen Pachthof beſaß, einen ehrwürdigen Greis, welcher ſein vollkommenes Vertrauen beſaß, zu ſich in's Schloß rufen.

Nachdem er ihn von den Beweggründen in Kenntniß geſetzt hatte, die ihn vielleicht nöthigen würden, das Schloß zu verlaſſen, verſah er ihn mit hinreichender Vollmacht, ſeine Dienerſchaft für den Verluſt ihrer Stellen zu entſchädigen; dabei trug er ihm aber das tiefſte Stillſchweigen auf, da er nicht wollte, wie er ſagte, daß ſeine Pächter ihn gegen ſeine Feinde vertheidigten.

Marſenne verſprach, die Befehle ſeines Herrn pünktlich in Erfüllung zu bringen, und der Marquis begab ſich in ſein Kabinet, um an ſeinen Sohn zu ſchreiben. Baptiſt packte die nöthigſten Gegenſtände ein, die man für den Fall einer längern Abweſenheit bedurfte, und man erwartete mit Aengſtlichkeit das Ende des Tages.

Zwölftes Kapitel.

Die Sonne war hinter einer dichten Maſſe düſterer Wolken verſchwunden, welche langſam am Horizont aufſtiegen. Eine tiefe Ruhe herrſchte in der Natur, aber man fühlte, daß ſie nicht lange dauern werde. Kein Baumblatt bewegte ſich, die Schwalben ſtrichen tief am Boden hin, und die Heerden kehrten ängſtlich blöckend in ihre Ställe zurück.

Katharina fand ſich mit ihrem Bruder im Schloſſe ein. Dieſer hatte ſeinen Degen an der Seite und der Marquis fragte etwas unwillig:

„Was wollt Ihr mit dieſer Waffe?“

„Sie können ruhig ſein, Herr Marquis,“ erwiderte Bernhard, „ich werde mich ihrer nur im höchſten Nothfalle bedienen.“

Einige Augenblicke darauf trat Marſenne ein. Der Marquis fragte ihn, was er vom Wetter halte? Der alte Mann zuckte traurig die Achſeln, und man ſah eine Thräne über ſeine Wange fließen.

„Herr Marquis,“ ſagte er, „ich fürchte, der Sturm bricht los, noch ehe Sie das Schloß verlaſſen haben. Wollte der Himmel, Sie hätten ſonſt nichts zu beſorgen, als naß zu werden! Aber wie wird dieſes alles enden? O ich fühle, daß ich Ihre Abreiſe nicht lange überleben werde.“

„Wir wollen noch nicht verzweifeln,“ verſetzt der Marquis; „doch haltet euere Thränen zurück, meine Tochter kommt.“

Clotilde trat in's Zimmer. Ihr Geſicht war von einer Leichenbläſſe bedeckt, welche ihre düſtere Kleidung noch auffallender machte. Sie trug einen weiten Mantel, und ihr Kopf war mit einer Kapuze bedeckt. Hinter ihr kam Paul, ebenfalls in einen Mantel gehüllt; auf ſeinem Geſichte las man einen tiefen Schmerz, aber weder Furcht noch Schrecken drückte ſich auf demſelben aus.

Der Marquis fragte Baptiſt, ob die übrigen Diener wüßten, was in dieſem Augenblicke vorgehe.

„Sie ahnen auch nicht das Geringſte,“ antwortete Baptiſt, „ſie gehen ihren gewöhnlichen Geſchäften nach.“

„Und doch will ich ſie noch dieſen Abend verlaſſen. Sie werden mir aber gewiß verzeihen, daß ich ſie verlaſſe, wenn ſie erfahren, welche traurige Nothwendigkeit mich dazu zwingt.“

Tiefes Stillſchweigen begann nun im Zimmer zu herrſchen, ſo daß man jeden Athemzug hören konnte.

Inzwiſchen kam der Abend heran, und die düſtern Wolken breiteten ſich immer mehr am Gewölbe des Himmels aus, von dem ſie wie ein dichter Schleier über der im tiefen Stillſchweigen liegenden Landſchaft herabhingen.

Katharina näherte ſich dem Marquis, und nachdem ſie einige leiſe Worte zu ihm geſagt hatte, verließ ſie das Zimmer. Eine Viertelſtunde verging noch, ohne daß Jemand den Mund geöffnet oder ſich von der Stelle bewegt hätte. Schon hörte man das dumpfe Rollen des Donners, das von zuckenden Blitzen begleitet war, die immer ſchneller aufeinander folgten. Der Marquis befahl, die Kerzen anzuzünden.

Clotilde hatte ſich zitternd an ihren Vater gedrängt; von Zeit zu Zeit entſchlüpfte ein Seufzer, den ſie vergebens zu unterdrücken ſuchte, ihrer mit Angſt erfüllten Bruſt; ſie faltete die Hände und flehte durch ein ſtummes aber glühendes Gebet die göttliche Barmherzigkeit für ihren Vater und für ihre Freunde an.

Endlich trat Katharina in großer Eile in's Zimmer; ſie konnte kaum Athem ſchöpfen, und man las in ihrer Miene, was ſie anzukündigen hatte.

„Herr Marquis," ſprach ſie in Abſätzen, „ich ging eben durch den Park. Ihre Feinde haben ſich am Ende der großen Allee hinter dem Jagdhäuschen in den Hinterhalt gelegt. Es mögen deren, ſo viel ich in der Dunkelheit bemerken konnte, etwa dreißig ſein. Einige haben Pferde, alle ſchienen bewaffnet zu ſein. Da ſie nicht vermuthen, daß man ihre Anweſenheit kennt, ſo werden ſie wahrſcheinlich in gerader Richtung hieher kommen, und wir müſſen uns daher durch die links liegende Allee entfernen."

„Aber der Graben, welcher den Park umgibt, — wie ſoll man über denſelben kommen?" fragte Marſenne, Katharina, die wieder gehen wollte, zurückhaltend.

„Es iſt für Alles geſorgt, kommen Sie nur, Herr Marquis, mein Bruder wird Sie führen.“

„Auf Wiederſehen, Marſenne!“ ſagte der Marquis zu dem Greiſe und drückte ihm mit Wärme die Hand; „hoffen wir, daß unſere Trennung nicht von langer Dauer ſein wird.“

„Der Himmel gebe es!“ erwiderte der Einnehmer mit kaum hörbarer Stimme, indem er ſich abwandte und ſchluchzend die Augen bedeckte.

Im nämlichen Augenblicke erſchütterte ein heftiger Donnerſchlag das Schloß.

„Fort, fort!“ rief Katharina, indem ſie die Thüre öffnete, welche in den Park führte.

Der Wind blies mit einer Heftigkeit durch die geöffnete Thüre in das Zimmer, daß alle Kerzen auf einmal erloſchen; der Regen ſtürzte in Strömen herab und die Bäume krachten unter der Gewalt des Sturmes.

„Mein Vater, mein Vater!“ rief Clotilde, am ganzen Körper zitternd.

„Komm, mein Kind!“ ſagte der Marquis, „gib mir deinen Arm und hoffe auf Gott!“

Baptiſt und Bernhard trugen das Gepäcke und ſchritten voran; Paul und Katharina gingen zuletzt. Katharina zog nun aus der Taſche ihres Mantels ein Bündel Schnüre hervor.

Die Flüchtlinge befanden ſich in der Mitte der Allee, als Clotilde plötzlich ſtehen blieb.

„Hörſt Du ſie, mein Vater?“ rief ſie; „ſie kommen, um uns zu ermorden.“

Und indem ſie den Arm ihres Vaters los ließ, ſtürzte ſie leblos zu ſeinen Füßen nieder.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief der Marquis, „was ſoll nun aus uns werden? — o mein armes Kind!“

„Nehmen Sie dieſe Päcke, Herr Marquis!“ ſagte Bernhard, indem er das, was er trug, auf den Boden warf und das junge Mädchen in die Arme nahm.

„Wo iſt denn euere Schweſter?“ fragte der Marquis, indem er ſich zu Bernhard kehrte.

„Beunruhigen Sie ſich nicht ihretwegen, — ſie iſt auf ihrem Poſten; wir werden ſie bald wiederſehen.“

Man ſetzte ſich nun wieder in Gang. Die Friſche des Regens hatte Clotilde's Lebensgeiſter wieder erweckt, aber ſie war noch ſo ſchwach, daß ſie nicht gehen konnte, und Bernhard mußte ſie ferner tragen.

Als ſie ſich am Graben befanden, welcher den Park umſchloß, hörte man ganz deutlich den Galopp mehrerer Pferde, welche ſich in der nämlichen Richtung näherten, welche die Flüchtlinge verfolgten.

„Morel hat unſere Spur aufgefunden, und verfolgt uns,“ ſagte der Marquis, wir müſſen uns verbergen.“

„Nein, nein!“ rief Bernhard, „das iſt nicht nöthig, ſie werden uns nicht erreichen: — hören Sie, hören Sie!“

Alle blieben voll Schrecken ſtehen. Der Wind hatte beinahe ganz aufgehört, und das Rollen des Donners erfolgte in immer größeren Zwiſchenräumen.

Da hörte man plötzlich ein Geräuſch, wie es von mehreren ſchwerfälligen, übereinander ſtürzenden Körpern hervorgebracht wird, dem ein lautes Geſchrei folgte, welches Wuth und Schmerz anzuzeigen ſchien.

„Alles geht gut!“ rief frohlockend Bernhard, „wir können nun immer langſamer gehen, denn wir haben nichts mehr zu fürchten.“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“ fragte der Marquis erſtaunt.

„Das wird Ihnen meine Schweſter beſſer erklären können, als ich es zu thun vermag,“ antwortete Bernhard.

Den Graben hatte Katharina zuerſt mit Baumzweigen, dann mit Erde und mit Raſen ſo gut ausgefüllt, daß er ohne alle Schwierigkeit überſchritten werden konnte.

Eine halbe Stunde darauf befanden ſich die Flüchtlinge an der Drome. Sie waren bis auf die Haut durchnäßt, aber das Wetter war beſſer geworden und die Wolken ließen ſchon wieder einige Sterne durchſchimmern.

Am Ufer der Drome fanden ſie eine Barke. Der Mann, welcher ſich darin befand, erhob ſich bei ihrer Annäherung, warf die Decke von ſich, die er des heftigen Regens wegen umgeworfen hatte, und ergriff ſein Ruder. Einen Augenblick ſpäter befanden ſich alle in der Barke, Katharina ausgenommen, die noch nicht da war.

Der Marquis fragte eben nach ihr, als ſie ſelbſt athemlos herbeikam.

„Ich wollte warten,“ ſagte ſie, „bis dieſe elenden Burſche es aufgegeben hätten, uns zu verfolgen. Ich habe ihnen die Luſt dazu vertrieben; doch ich werde das ſpäter erzählen.“

Nachdem ſie die Drome überſchifft hatten, führte Katharina die Flüchtlinge zu einer einſamen, hinter Bäumen verborgenen Hütte. Ein großes Feuer brannte im Kamine und an demſelben ſaß eine ſchlaftrunkene Frau, die aber kaum Katharina und ihre Begleitung bemerkt hatte, als ſie einen neuen Haufen Holz in’s Feuer warf.

„Gut, recht gut, liebe Baſe!“ ſagte Katharina, „Herr Marquis, treten Sie an’s Feuer!“

Während Herr von Grandicourt, Paul und Baptiſt ſich am Feuer trockneten, führten Katharina und die Bewohnerin der Hütte Clotilde in die Kammer und zogen ihr andere Kleider an. Clotilde kam dann wieder zu ihrem Vater zurück, und dieſer bat nun Katharina, ihm zu ſagen, welcher Liſt ſie ſich bedient habe, um ſeine Feinde in ihrer Verfolgung aufzuhalten.

„Ich kann Ihnen dieß nun wohl ſagen,“ antwortete Katharina, „hätte ich Ihnen meinen Plan früher mitgetheilt, würden Sie mich vielleicht gar von deſſen Ausführung abgehalten haben. Ich fürchtete mit Recht, dieſe Böſewichter würden uns verfolgen, und hatte mich daher mit Schnüren verſehen, welche ich über den Weg ſpannte und an den Bäumen der Allee befeſtigte.“

Als nun der Marquis durch eine ziemlich verſtändliche Geberde ſeine Mißbilligung darüber zu erkennen gegeben hatte, fuhr Katharina auf Clotilde und Paul deutend fort:

„Es wäre alſo wohl beſſer geweſen, wenn dieſe beiden Kinder da unter Ihren Augen ermordet worden wären? Was iſt nun aber ſtatt dieſem geſchehen? Morel und ſeine Genoſſen ſind zu Boden geſtürzt, und ich glaube nicht, daß ſie ſich ſehr beſchädigt haben. Wenn übrigens auch einer oder der andere von ihnen einen Arm oder ein Bein gebrochen hat, ſo iſt das Unglück nicht groß, und die ſchlechten Burſche haben es wohl verdient.“

„Wir wollen ſie ein anderes Mal beklagen, Herr Marquis!“ unterbrach Bernhard das Geſpräch. „Wir befinden uns noch lange nicht außer den Grenzen der Gefahr, und die Nächte ſind kurz. Wir müſſen unſern Weg fortſetzen.“

Die Gewitterwolken hatten ſich inzwiſchen ganz verzogen, und ein lauer Wind blies durch das Gehölz. Einige Schritte von der Hütte entfernt ſtand ein mit zwei Pferden beſpannter Wagen; Bernhard hieß die Flüchtlinge einſteigen und ſprang dann auf den Kutſcherſitz.

„Herr Marquis,“ ſagte Katharina, „wir werden für Sie beten, damit Ihre Verbannung nicht zu lange währe.“

„Wie?“ fragte Herr von Grandicourt, „Ihr geht nicht mit uns?“

Katharina war aber ſchon verſchwunden.

„Warum verläßt uns euere Schweſter ſo ſchnell?“ fragte der Marquis ihren Bruder.

„Sie liebt das Danken nicht,“ entgegnete Bernhard; „übrigens iſt ſie auch begierig, zu erfahren, was in Grandicourt vorgegangen iſt.“

Bernhard hieb nun auf die Pferde, dieſe zogen an, und der Wagen fuhr im ſchnellſten Trabe fort.

Dreizehntes Kapitel.

Wir führen nun unſere Leſer nach Grandicourt zurück. Morel hatte ohne Mühe ungefähr dreißig Landſtreicher zuſammengebracht, Leute, welche, nur um das Vergnügen zu haben, Böſes zu thun, auf alle ſchlechte Abſichten eingehen und ſich jedem ſchlechten Bündniſſe anſchließen. Um ſich ihrer Mitwirkung zu verſichern, hatte er ihnen die Plünderung des Schloſſes verheißen. Fünf von ihnen nebſt ihrem Anführer hatten Pferde, um den Marquis ſogleich zu verfolgen, wenn er entfliehen ſollte.

In kleinen Haufen von Valence eingetroffen, hatten ſie ſich am Abende hinter dem Jagdhäuschen vereinigt und abgewartet, bis der losgebrochene Sturm ihnen den beſchloſſenen Angriff geſtattete.

Als es zu regnen anfing, verließen ſie ihre Schlupfwinkel. Am Schloſſe angekommen, errieth Morel an der Dunkelheit, die in allen Räumen desſelben herrſchte, ſogleich einen Theil der Wahrheit, aber ein Taſchentuch, welches Clotilde unterwegs verloren, bezeichnete ihm die Richtung, welche die Familie Grandicourt bei ihrer Flucht genommen hatte.

„Die Erbärmlichen!“ rief Morel, „ſie hoffen der Gerechtigkeit des Volkes zu entfliehen, aber ſie täuſchen ſich. Sie haben vergeſſen, daß der Park von einem Graben umgeben und dieſer eben jetzt bis zum Rande voll Waſſer iſt. Wer von Euch beritten iſt, meine Freunde, folge mir, während die Uebrigen das Schloß umſchließen.“

Bei dieſen Worten ſtieß er ſeinem Pferde beide Spornen in die Seiten und ſprengte in der Allee fort. Die Blitze folgten ſo ſchnell auf einander, daß er ſein Pferd in Galopp ſetzen konnte, ohne Gefahr zu laufen, an die Bäume zu rennen, oder in's Gebüſch zu gerathen.

Plötzlich glaubte er eine ſchwarze Geſtalt zu erblicken, welche etwa hundert Schritte vor ihm ging. Er ſpornte ſein Pferd neuerdings an und ſtürzte auf einmal ſammt dem Pferde ſchwerfällig zu Boden. Er wollte ſich erheben, aber der Reiter, der auf ihn folgte, ſtürzte über ihn, und ſo fielen alle Folgenden übereinander.

Erſt nachdem ſie ſich, mit Quetſchungen und Koth bedeckt, wieder auf die Beine gemacht hatten, erkannten ſie die Urſache ihres Falles, die Schnüre nämlich, welche Katharina von einem Baume zum andern über den Weg geſpannt hatte. Eine Fluth von Schimpfworten ergoß ſich nun, Morel kannte ſich vor Wuth nicht mehr und wollte ſogleich wieder in den Sattel ſpringen, aber ſein Pferd hatte ein Bein gebrochen. Die übrigen Pferde waren ebenfalls mehr oder weniger beſchädigt, und dieß zwang die Reiter, von ihrer Verfolgung abzuſtehen.

„Laſſen wir ſie,“ ſagte Morel endlich, indem er ſich die Stirne abtrocknete, von welcher das Blut rann, „wir haben nicht Zeit, ihnen nachzulaufen; wir wollen zum Schloſſe zurückkehren.“

Sie traten, noch immer Schimpfworte ausſtoßend, den Rückweg an und ſchworen, dereinſt blutige Rache zu nehmen. —

Nach der Entfernung des Marquis und ſeiner Familie hatte der alte Marſenne alle Diener in der Küche verſammelt.

„Meine Freunde,“ ſprach er zu ihnen, indem er die Thränen nur mit Mühe zurückzuhalten vermochte, „euer Herr hat mir den Auftrag gegeben, Euch in ſeinem Namen für die guten und treuen Dienſte, die ihr ihm erwieſen, zu danken. Er hat dieſen Abend die Flucht ergreifen müſſen, um ſich mächtigen Feinden zu entziehen, die ihm den Untergang geſchworen haben. Dieß hat mir der Herr Marquis für Euch gegeben.“

Dabei überreichte er jedem derſelben eine Rolle mit Goldſtücken.

Ein düſteres Erſtaunen malte ſich auf den Geſichtern der Diener. Die Männer drängten ſich nun um Marſenne, um ihn mit Fragen zu beſtürmen, die Weiber fingen zu weinen an.

„Was haben wir für Waffen vorräthig?“ fragte der Koch, deſſen Auge von Zorn funkelte.

„Der Herr Marquis hat verboten, Widerſtand zu leiſten,“ ſagte der Einnehmer, „er will, daß Ihr Euch entfernen ſollt. Uebrigens iſt euere Anzahl auch nicht ſo groß, um einer Schaar Wüthender, welche ſich von keinem Hinderniß abſchrecken laſſen, die Spitze bieten zu können. Nehmt euere Habſeligkeiten und begebt Euch in mein Haus; aber verliert keine Zeit, geht durch den Garten.“

„Und Ihr, Vater Marſenne?“ fragte eine Frau, „Ihr werdet doch nicht zurückbleiben wollen?“

„Ich bleibe da, wo mir Pflicht und Ehre meinen Platz anweiſen. Aber beunruhiget Euch nicht um meinetwillen, denket an euere eigene Sicherheit.“

Die Diener gehorchten. Jeder begab ſich in ſeine Kammer, raffte da in Haſt ſein Eigenthum zuſammen und verließ dann das Schloß auf dem bezeichneten Wege. Kein anderes Geräuſch war vernehmbar, als das Rollen des Donners und das Pfeifen des Windes. Der Regen ſtürzte mit Heftigkeit herab und die Wege waren in Bäche verwandelt.

Die Thüre des Salon, welche in den Park führte, war noch offen, als Morel mit ſeinen Spießgeſellen ſich dem Schloſſe näherte. Die Stille, welche darin herrſchte, ließ ihn eine neue Hinterliſt fürchten, und er zauderte, ob er eintreten ſollte oder nicht.

Aufgefordert aber von ſeinen Begleitern, ſein Verſprechen zu erfüllen, entſchloß er ſich endlich, die Stufen zu beſteigen, welche hinaufführten. Ein Blitz geſtattete ihm, die Kerzen zu ſehen, die auf dem Kamine ſtanden, er zog ſein Feuerzeug hervor und zündete ſie an, während einige ſeiner Begleiter alle Winkel durchſuchten, um ſich zu verſichern, daß Niemand verborgen ſei.

„Man muß geſtehen,“ ſagte einer derſelben, „der Herr von Grandicourt gibt uns eben keine Beweiſe von Höflichkeit. Wir kommen, um ihn zu beſuchen, und finden auch nicht einen einzigen Diener, der uns anmeldet.“

„Aber es iſt einer da, um Euch zu empfangen,“ ſagte der alte Marſenne, plötzlich aus dem Nebenzimmer tretend. „Was verlangt Ihr?“

Dieſe ſo plötzliche und unerwartete Erſcheinung ſetzte Morel in den größten Schrecken, und er wich wie vor einem Geſpenſte einige Schritte weit zurück. Das eingefallene und blaſſe Geſicht des Greiſes, ſein Auge, aus welchem die tiefſte Verachtung ſprach, ſeine majeſtätiſche Stirne, ſeine hohe, obwohl von Alter etwas gebeugte Geſtalt, hatten in der That etwas Ehrfurchtgebietendes und waren ſehr geeignet, einen Menſchen, wie Morel, in Unruhe zu ſetzen.

Als dieſer ſich etwas von ſeinem Schrecken erholt hatte, fragte er, wo der Marquis ſei?

„Er iſt weit von hier!“ ſagte der alte Mann, deſſen Auge ſich vor dem wilden Blicke ſeines Feindes nicht niedergeſchlagen hatte.

„Und ſeine Diener?“

„Sie haben ſich ebenfalls entfernt, und ich bin allein hier.“

„Wahrſcheinlich, um uns zu zeigen, wo der Marquis ſeine Schätze verborgen hat?“

„Du täuſcheſt Dich, Morel, wenn Du hier etwas zu finden hoffeſt, was deine Habſucht zu befriedigen vermöchte. Du wirſt nichts finden.“

„Wer hat unſer Vorhaben verrathen?“ rief Morel, indem er auf ſeine Kameraden einen Blick des Verdachtes warf.

„Keiner deiner Genoſſen! Höre mich, Morel, ich bin hier zurückgeblieben, um Dir eine Frau in’s Gedächtniß zurückzurufen, die an deinem Bette gewacht und Dich dem Tode entriſſen hat.“

„Was willſt Du damit ſagen?“

„Unſeliger! Du willſt es wagen, dieſes Schloß zu berauben, in welchem die Frau von Grandicourt Dich aufgenommen hat, als Du ohne alle Hilfe an einer ſchweren Krankheit darniederlagſt, welche —“

„Genug, genug!“ rief Morel, den Greis auf eine rohe Weiſe unterbrechend. „Man befreie mich von dieſem Menſchen!“

„Fürchte die Rache des Himmels!“

„Ich fürchte nur dein Geſchwätz, aber ich werde ihm ein Ende zu machen wiſſen.“

Man band nun dem Einnehmer die Hände, ſteckte ihm einen Knebel in den Mund und ſperrte ihn in das Nebenzimmer, aus welchem er hervorgetreten war.

Die Räuber durchſuchten nun das ganze Schloß. Da ſie nichts fanden, was ſie hätten mit ſich fortnehmen können, zertrümmerten ſie die Geräthſchaften, zerriſſen die Gemälde und Tapeten, und legten ihre Wuth, weder Geld noch Koſtbarkeiten gefunden zu haben, auf die roheſte Weiſe an den Tag. Hierauf ſtürzten ſie in den Speiſeſaal. Das Silbergeſchirr war zwar von Marſenne bei Seite geſchafft worden, aber in der Speiſekammer befand ſich ein hinreichender Vorrath von Speiſen und ebenſo gut war der Keller gefüllt. Man entſchädigte ſich für die entgangenen Schätze wenigſtens durch üppige Tafelfreuden, und der Wein floß in Strömen. Morel allein ſchmeckte weder Eſſen noch Trinken; ſeine Stirne war mit Wolken bedeckt und ſein ganzes Benehmen zeugte von Unruhe und Aengſtlichkeit. Alle Augenblicke trat er an's Fenſter und horchte hinaus.

„Meine Freunde,“ ſagte er endlich, „ich fürchte, man wird die Pächter des Marquis gegen uns aufwiegeln. Wir müſſen auf unſerer Hut ſein, damit wir nicht wie der Fuchs im Bau gefangen werden.“

„Bah!“ erwiderte man ihm, „dieſe Schurken von Bauern werden uns nicht beißen. Da der Herr Marquis uns nun einmal mit ſeinen guten Weinen bewirthet, ſo wollen wir von ſeiner Gaſtfreundſchaft auch Gebrauch machen.“

„Bravo, bravo!“ riefen alle.

Die Gläſer wurden von Neuem gefüllt, und der Lärmen wurde immer ärger.

Uebrigens war die Beſorgniß, welche Morel geäußert, nur zu wohl gegründet. Die Diener des Marquis hatten, nachdem ſie ihr Eigenthum in dem Hauſe Marſenne's abgelegt, in der Gegend Lärmen gemacht, und die Bauern vereinigten ſich unter Anführung des Sohnes des Einnehmers, welcher, über das Schickſal ſeines Vaters beunruhigt, nicht mehr an das Verbot des Marquis dachte. Die Einen waren mit Flinten bewaffnet, die Andern mit Heugabeln, Alle aber brannten von Begierde, ihren Herrn zu rächen.

Sie näherten ſich dem Schloſſe. Das Geſchrei, das ihnen aus demſelben entgegentönte, lenkte ihre Schritte; aber Morel, welcher ſeine Aufmerkſamkeit auf das, was außerhalb des Schloſſes vorging, keinen Augenblick unterbrochen hatte, bemerkte ſie. Er wandte ſich vom Fenſter ſchnell zu ſeinen Kameraden, um ſie aus ihrer unſeligen Sorgloſigkeit aufzuwecken. Sie hörten jedoch nicht auf ihn, denn ſie waren alle betrunken und einige lagen ſchon unter dem Tiſche.

„Tod und Hölle!" ſchrie Morel im Zorne und ſtampfte mit dem Fuße, daß der Fußboden zitterte.

Er verließ nun den Speiſeſaal, zog den alten Marſenne aus dem Nebenzimmer, in welchem er eingeſperrt war, in den Gemäldeſaal und warf ihn hier zu Boden. Hierauf legte er die zerſtreut umherliegenden zerriſſenen Gemälde und die Trümmer der Rahmen derſelben auf einen Haufen und zündete dieſen an.

„Verruchter!“ rief der Greis, dem während dem Kampfe mit ſeinem Mörder der Knebel entfallen war, „willſt Du mich in den Flammen umkommen laſſen? Haſt Du keinen Dolch, um mich ſchneller hinzuſchlachten?“

Ein teufliſches Hohngelächter war die Antwort Morel’s. Er warf ſeinem Opfer noch einen Blick des Triumphes und der Verachtung zu und ſprang durch ein Fenſter in den Garten.

Während der Böſewicht auf der einen Seite entfloh, drangen die Bauern auf der andern ein und wandten ſich entſchloſſen dem Speiſeſaal zu. Bei ihrem Anblicke erhoben die Räuber ein Geſchrei des Schreckens; ſie wollten zu den Waffen greifen, fanden ſie aber in ihrer Trunkenheit nicht.

Man wollte ſie eben unbarmherzig niedermetzeln, aber der junge Marſenne hielt die Bauern davon ab.

„Fügt ihnen kein Uebel zu,“ ſagte er zu ihnen, „denn Ihr ſeht ja, daß ſie betrunken ſind und ſich nicht vertheidigen können.“

Hierauf wandte er ſich an die Elenden, welche die Angſt zum Theile wieder nüchtern gemacht hatte, und fragte ſie mit fürchterlicher Stimme, was ſie mit ſeinem Vater gemacht hätten.

Niemand antwortete.

Schnell entſchloſſen verſperrte er die Thüre, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche und bat ſeine Freunde, mit ihm das Schloß zu durchſuchen.

Sie wollten eben damit beginnen, als ein

Bauer, welcher vor dem Schloſſe als Wache aufgeſtellt war, herbeeilte und anzeigte, daß in einem der Säle, deren Fenſter in den Garten gingen, Feuer ſei.

Marſenne eilt fort, dringt in den brennenden Saal und ſieht ſeinen unglücklichen Vater, welcher an Händen und Füßen gebunden nicht entfliehen kann, ringsum von Flammen und erſtickendem Rauche umgeben. Er reißt ihn empor, nimmt ihn auf ſeine Arme und ſpringt durch ein Fenſter in den Garten. Hier legt er die theuere Laſt auf den Raſen nieder und ruft ſeine Freunde laut zu Hilfe. Aber der unglückliche Greis hat ſchon zu leben aufgehört, und ſein Sohn ſinkt bewußtlos neben ihm nieder.

Während dem machte der Brand immer größere Fortſchritte trotz dem, daß ſich die Bauern alle Mühe gaben, ihn zu löſchen. Als ſie endlich ſahen, daß alle ihre Anſtrengungen vergeblich waren, verließen ſie das Schloß und ſtellten ſich dem Haupteingange gegenüber auf.

„Die Böſewichter mögen nun auch in den Flammen, die ſie entzündet haben, umkommen!“ riefen ſie, und ſtellten ſich unter die Fenſter des Speiſeſaales, um Jenen, die ſich darin befanden, die Flucht durch die Fenſter zu verwehren.

Die Betrunkenen hatten bisher weder das Geräuſch der Flamme, noch das Geſchrei ihrer Gegner gehört. Als nun aber der Rauch den Speiſeſaal füllte, und die Flamme zur Thüre hereinſchlug, ſprangen ſie entſetzt von ihren Sitzen auf und wankten den Fenſtern zu. Aber wie groß war ihr Schrecken, als ſie hinter ſich das Feuer, und vor den Fenſtern die Bauern ſtehen und ihnen die Spitzen ihrer Picken oder die Zinken ihrer Gabeln entgegenhalten ſahen.

Sie ſahen ihrem Untergange entgegen, als man eine ganz ſchwarz gekleidete Frau herbeieilen ſah. Es war Katharina.

„Meine Freunde,“ ſagte ſie, „der Herr Marquis verbietet Euch, dieſen Leuten nach dem Leben zu ſtreben.“

„Ja ſeht nur, welches Unheil die Elenden angerichtet haben!“

„Was liegt daran? Der Marquis von Grandicourt iſt Herr ſeines Schloſſes und kann es verbrennen laſſen, wenn er will. Er will, daß Ihr Euch zurückziehet.“

Die Bauern gehorchten, und der Saal war augenblicklich geleert. Es blieben jedoch fünf oder ſechs der Betrunkenen zurück, welche, in einem lethargiſchen Schlafe liegend, vom Rauche erſtickt wurden, ehe ſie das Feuer erreichte.

Eine halbe Stunde ſpäter bot das herrliche Schloß Grandicourt nur mehr einen weiten Flammenheerd dar, deſſen ſchaudererregende Helle viele Meilen weit in die Runde geſehen wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Bernhard, welcher, wie wir wiſſen, den Kutſcherſitz des Wagens einnahm, der unſere Flüchtlinge trug, ſah den Brand des Schloſſes durch die Bäume des Waldes herüberleuchten, durch welchen ſie eben fuhren; er hütete ſich aber wohl, den Marquis darauf aufmerkſam zu machen, und trieb ſeine Pferde nur um deſto mehr an.

Bei Anbruch des Tages kamen ſie nach Pont-aix und bald darauf nach Die. Die innere Aufregung hatte mehr als die Anſtrengung der Reiſe Clotilde's Kräfte erſchöpft, aber ſie wagte nicht, ihren Vater um einen Aufſchub der Fortſetzung ihrer Reiſe zu bitten. Doch bald darauf fühlte ſie ſich ſo unwohl, daß ſie zu Bette gebracht werden mußte.

Das Gaſthaus, in welchem ſie ſich befanden, liegt eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt, und Blondeau, der Beſitzer desſelben, kannte den Marquis. Er ſuchte den letztern auf, während er mit Clotilde beſchäftigt war, nahm ihn bei Seite und ſagte ihm, daß Menſchen von verdächtigem Ausſehen in der Nähe herumſtrichen. Dieſe Nachricht berührte den Marquis auf eine ſo unangenehme Weiſe, daß er heftig ausrief:

„Was wollen die Leute von mir? Habe ich ihnen nicht mein Schloß überlaſſen? Muß ich ihnen denn auch mein Leben geben?“

Dieſe Worte hörte Clotilde, die ſich inzwiſchen etwas erholt hatte; ſie wandte ſich nun zu Baptiſt und ſagte mit leiſer Stimme zu ihm:

„Erkundige Dich doch, Baptiſt, was vorgeht, und droht meinem Vater Gefahr, ſo fliehe mit ihm. Ich werde dann hier bleiben, bis ich Euch folgen kann; ein wehrloſes Frauenzimmer wird doch nichts zu beſorgen haben.“

„Ich werde bei Ihnen bleiben, Fräulein,“ ſagte Paul, der ſich in der Nähe befand.

„Was ſagſt Du da, Paul?“ fragte der Marquis, „Du ſprichſt vom Zurückbleiben — wer wird mich zwingen können, ohne Euch abzureiſen?“

Bernhard trat ein und zeigte dem Marquis an, daß, während er eben ſeine Pferde in den Stall geführt habe, ein Mann auf ihn zugekommen ſei und ihn gefragt habe, ob er nicht der Kutſcher des Marquis von Grandicourt ſei.

„Ich antwortete mit Nein,“ fuhr Bernhard fort, „und der Fremde kehrte zu mehreren Männern zurück, die auf der Straße ſeiner harrten. Der Eine derſelben ſchüttelte ungläubig den Kopf, als er meine Antwort erfuhr, und ging der Stadt zu, nachdem er zu den Uebrigen noch einige Worte geſagt hatte. Ich kann mich wohl täuſchen, aber ich fürchte, er wird Verſtärkung aus der Stadt holen.“

Bernhard hätte hinzufügen können, daß er den Mann ſchon in der Geſellſchaft Morel's geſehen habe, aber er wollte die Unruhe des Marquis und ſeiner Tochter nicht noch vermehren.“

„Mein Vater,“ ſagte Clotilde mit flehender

Stimme, „laſſen Sie mich hier, ich bitte darum, und fliehen Sie, ſo lange es noch Zeit dazu iſt.“

„Ich glaube, das Fräulein hat Recht,“ ſagte der Gaſthofbeſitzer; „laſſen Sie Ihre Tochter zurück, Herr Marquis, ich werde für ſie ſorgen, wie für mein eigenes Kind, und ſobald ſie ſich beſſer befindet, bringe ich ſie Ihnen ſelbſt.“

„Nein!“ erwiderte der Marquis, ich trenne mich nicht von meiner Tochter.“

„Haben Sie Mitleiden mit mir und Ihnen,“ ſetzte Clotilde hinzu, „reiſen Sie ſogleich ab.“

Der unglückliche Vater antwortete nicht, ſein Blick, welcher die Unruhe und die Verzweiflung ausdrückte, die in ſeinem Innern herrſchten, war feſt auf ſeine Tochter gerichtet.

„Nun wohl,“ ſagte dieſe nun, indem ſie das Uebelbefinden zu bekämpfen ſuchte, das ſie nur allzu heftig empfand, „wir reiſen miteinander; das Fahren wird mir vielleicht gut thun.“

„Unmöglich, mein Kind!“ erwiderte der Marquis, und verfiel wieder in ſeine düſtere Niedergeſchlagenheit, welche die Begleiterin der Schmerzen der Seele iſt.

Paul verließ das Zimmer und ging auf die Straße hinab. Die Männer, die noch immer daſtanden, betrachteten ihn mit Neugierde. An ihrem unſaubern Aeußern und an ihren Galgenphyſiognomien konnte man leicht erkennen, daß ſie zu der Klaſſe feiler Werkzeuge gehörten, deren ſich die revolutionären Clubs bedienten, um alle die Gewaltthaten in Ausführung zu bringen, die ſie im Dunkel ihrer unſaubern Geheimniſſe beſprochen und beſchloſſen hatten.

Während Paul alle ihre Bewegungen aufmerkſam beobachtete, ſtießen noch andere zu ihnen, die aus der Stadt zu kommen ſchienen. Die Eile, mit der ſie herbeikamen, und die Zeichen, welche ſie einander gaben, verriethen hinlänglich ihre Abſichten. Paul kehrte in den Gaſthof zurück, nahm den Degen Bernhard's aus dem Wagen und ſtellte ſich an die Treppe, welche in den obern Stock führte, wo ſich ſeine Freunde befanden.

Der Gaſthofbeſitzer kam die Treppe herab. Als er Paul mit gezückter Waffe daſtehen ſah, ſagte er erſtaunt zu ihm:

„Was wollen Sie machen, junger Mann? Während Sie uns zu vertheidigen glauben, werden Sie nur das Uebel größer machen und die Gefahren verdoppeln.“

„Wollen Sie denn,“ entgegnete der junge Mann mit Feuer, „daß ich den Marquis mit ſeiner Tochter ermorden laſſen ſoll?“

„Glauben Sie mir, ſie werden nicht ermordet werden. Obwohl die Geſetze viel von ihrer Macht verloren haben, werden dieſe Leute es doch nicht auf's Aeußerſte treiben. Sie werden ſich damit begnügen, den Herrn Marquis mit Schimpfworten und revolutionären Redensarten zu überhäufen, — hierauf wird ſich die ganze Rache beſchränken, die ſie nehmen zu müſſen glauben.“

„Es iſt möglich, daß es ſo kommen wird, wie Sie ſagen, aber inzwiſchen bleibe ich hier, bis ich weiß, was wir zu erwarten haben.“

„Um des Himmels willen,“ rief der Beſitzer des Gaſthauſes, entfernen Sie ſich!“ und ſuchte dabei Paul den Degen zu entreißen.

In demſelben Augenblicke öffneten ſich die Flügel des Thores und etwa ein Dutzend ſchlecht gekleideter Männer trat ein, an deren Spitze ſich ein Maurer befand, der noch mit ſeiner Schürze bekleidet war.

An den Letzteren wandte ſich Paul, indem er ihn vom Fuß bis zum Kopfe anſah und mit feſter Stimme zu ihm ſagte:

„Was wollt Ihr hier?“

Die Antwort lautete:

„Ich habe Ihnen keine Rechenſchaft zu geben, junger Menſch, machen Sie uns Platz!“

„Ihr werdet die Treppe nicht hinaufgehen!“ antwortete Paul.

„Wer wird da viele Umſtände machen!“ rief nun ein rieſenhafter Mann, der dem Maurer folgte, „wenn dieſer Junge ſich nicht gutwillig zurückzieht, will ich ihn wohl dazu nöthigen.“

Bei dieſen Worten ergriff er den jungen Mann um die Mitte des Leibes und hob ihn unter dem Gelächter ſeiner Begleiter wie eine Flaumfeder in die Höhe, aber plötzlich ſtieß er einen Schrei der Wuth aus, ließ Paul fallen, wankte und ſank zu Boden.

Paul, überzeugt, daß das Leben ſeines Wohlthäters in Gefahr ſei, hatte den Augenblick benützt, wo ſein Feind ihn im Arme hielt, und ihm ſeinen Degen zwiſchen die Rippen geſtoßen. Er wollte ſich wieder vom Boden erheben, erhielt aber in dieſem Augenblicke einen Meſſerſtich in die Bruſt, daß er bewußtlos auf den Körper des rieſenhaften Mannes hinſank.

Ein unbeſchreiblicher Tumult, begleitet von Geſchrei und Fluchen, erfolgte nun. Die Bande, wüthend über den Widerſtand, den man ihr entgegenzuſetzen gewagt, ſtürmte in ganzen Haufen die Treppe hinauf, auf die Gefahr hin, daß ſie unter ihren Fußtritten einſtürzen werde.

So erreichten ſie die Thüre des Zimmers, in welchem ſich der Marquis mit ſeiner Tochter befand; ſie war verſchloſſen

Unbekümmert um ſein Leben und nur um ſeine Tochter bekümmert, ſchien Herr von Grandicourt den Gebrauch ſeiner Seelenkräfte verloren zu haben. Er hielt Clotilde in ſeinen Armen umſchloſſen und hatte nicht einmal die Kraft, zu beten; aber Gott wachte über den Vater und über das Kind.

Bernhard, der ſich ſeine ganze Geiſtesgegenwart zu erhalten gewußt, hatte kaum den Lärmen am Fuße der Treppe gehört, als er die Thüre ſchloß und mit allen Geräthſchaften verrammelte, die ſich im Zimmer befanden.

Während die Angreifenden ſich in vergeblichen Verſuchen erſchöpften, die Thüre zu erbrechen, gelangte der Beſitzer des Gaſthauſes durch eine Nebenthüre, welche in das Innere des Hauſes führte, in das Zimmer des Marquis; er trug zwei geladene Piſtolen bei ſich. Die eine gab er Bernhard und die andere ſchoß er durch eine kleine Oeffnung, die ſich in der Thüre befand, los. Bernhard machte es eben ſo und plötzlich hörte man den tobenden Haufen in Eile und Verwirrung die Treppe hinabſtürzen und das Haus verlaſſen.

Aus dem Fenſter blickend ſah man nun, wie dieſe eben ſo feigen als verruchten Menſchen ſich auf den nahe liegenden Feldern zerſtreuten, als wenn ſie von einer bewaffneten Macht verfolgt würden.

„Herr Marquis,“ rief Blondeau nun Herrn von Grandicourt zu, „Sie ſind gerettet!“

Der Marquis, welcher bisher an nichts Theil genommen hatte, was um ihn vorgegangen war, blickte auf, und da er ſah, daß Paul ſich nicht im Zimmer befinde, ſtieß er einen Angſtſchrei aus und ſank auf ſeinen Seſſel zurück.

In der Verwirrung, welche bisher geherrſcht, hatte man nicht mehr an Paul gedacht, und als Blondeau und Baptiſt ihn endlich ſuchten, fanden ſie ihn faſt ohne Lebenszeichen und in ſeinem Blute ſchwimmend am Fuße der Treppe liegen. Man rief einige Diener herbei, die ſich verborgen hatten, und trug den jungen Mann in ein Zimmer. Bernhard, welcher einige Kenntniß der Wundarzneikunſt beſaß, verband die Wunde, und nach einer Viertelſtunde erhielt Paul ſein Bewußtſein wieder. Kaum hatte er die Augen aufgeſchlagen, als er nach dem Marquis fragte.

„Beruhigen Sie ſich,“ antwortete Bernhard, „er iſt gerettet, ſeine Feinde haben die Flucht ergriffen. Ich werde ihm ſogleich anzeigen, daß Sie wieder zum Leben erwacht ſind.“

Vergebens würden wir verſuchen, die Freude zu ſchildern, welche dieſe Nachricht dem Marquis verurſachte: er ſtand auf, drückte ſeiner Tochter ſprachlos die Hand und verließ das Zimmer, um ſich in jenes zu begeben, in welchem Paul lag.

Als er vor dem Bette des Verwundeten ſtand, neigte er ſich über denſelben und küßte ihn; Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, die er aber ſchnell abtrocknete.

„Mein Kind,“ ſagte er in tiefſter Rührung, „mein armes Kind, was haſt Du gethan?“

„Ich habe nur meine Pflicht gethan,“ antwortete Paul mit ſchwacher Stimme; „aber tröſten Sie ſich, mein Wohlthäter, meine Wunde iſt nicht gefährlich.“

„Sie hätte tödtlich ſein können.“

„Wenn ſie es auch geweſen wäre, gehört nicht mein Leben Ihnen an?“

„Dein Leben gehört Jenem, der es Dir gegeben hat. Er hat es Dir erhalten, und wir müſſen ihm dafür danken.“

Nun kniete der fromme Mann am Bette Paul's nieder, den er ſchon lange als ſeinen Sohn betrachtet hatte, und dankte Gott für deſſen Erhaltung.

Hierauf ſagte er zu Paul: „Mein Sohn, ich fühle nicht die Kraft, Dir meine Rührung zu verbergen, und Du bedarfſt der Ruhe; ich verlaſſe Dich daher.“

Der Marquis hielt nun mit Blondeau und Bernhard Rath, was unter den ſchwierigen Umſtänden, in welchen er ſich befand, zu thun ſei. Es wäre unklug geweſen, einen Tag länger in dem Gaſthauſe zu bleiben, wo in jedem Augenblicke ein neuer Angriff zu erwarten war. Man beſchloß daher, beim Anbruche der Nacht Paul und Clotilde in die Stadt zu einem Kaufmanne bringen zu laſſen, welchen Blondeau genau kannte, und deſſen Haus den Kranken ein eben ſo ſicheres als bequemes Unterkommen bot.

Blondeau ſchickte ſogleich einen ſeiner Diener nach Die, um ſeinem Freunde die Gäſte anzukündigen, die er ihm ſchicken werde, und ihn zu bitten, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um die Kranken in ſein Haus zu bringen.

Um Mitternacht erſchien Blondeau's Freund ſelbſt und brachte zwei Sänften nebſt ihren Trägern mit. Clotilde und Paul nahmen die Sänften ein, unt die Reiſenden brachen nun auf einem Seitenwege in die Stadt auf.

Als man ſich im Hauſe des Kaufmanns befand, wurde ein Arzt gerufen. Nachdem dieſer ſich über den Zuſtand Clotilde's und Paul's genau unterrichtet hatte, gab er dem Marquis die tröſtende Verſicherung, daß Beide ſich durchaus nicht in Gefahr befänden und nur kurze Zeit zu ihrer Wiederherſtellung bedürfen würden.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Tage nach ſeiner Ankunft in Die erfuhr der Marquis, daß er kein Schloß mehr beſitze. Dieſe Nachricht brachte ihn nicht außer Faſſung, er verhehlte ſie ſelbſt ſeiner Tochter nicht, und als dieſe ſich der Thränen nicht enthalten konnte, ſagte er zu ihr:

„Man hat Frankreich ſeinen König und dieſem ſeine Krone genommen, und Du beweinſt den Verluſt eines Gebäudes, das mir überflüſſig geworden iſt?“

Der Marquis ſchrieb auch ſogleich ſeinem Sohne, theilte ihm mit, wie er den Händen ſeiner Feinde entronnen ſei, und forderte ihn auf, Frau von Clairval zu bewegen, zu ihm nach Savoyen zu kommen.

Clotilde und Paul genaſen, wie es der Arzt vorausgeſagt hatte, ſchnell, und kaum ein paar Wochen waren vorüber, als ſie ſich im Stande fühlten, die Reiſe anzutreten, die man noch zurückzulegen hatte.

Um den Nachſtellungen ſeiner Feinde zu entgehen, beſchloß der Marquis, nur bei Nacht zu reiſen. Die beiden jungen Leute nebſt Baptiſt erhielten ihren Platz auf einem Leiterwagen, über welchen eine Plane geſpannt war, Bernhard lenkte die Pferde, und der Marquis ging als Bauer verkleidet neben dem Wagen her.

Dieſe Liſt gelang vollkommen, und die Reiſenden langten glücklich in Savoyen an, wo Marianne ſie mit den Thränen des tiefſten Schmerzes über ihre unglückliche Lage empfing.

„Weine nicht, meine liebe Freundin,“ ſagte Clotilde, ſie herzlich umarmend. „Wir haben Dir nach dem Tode deiner Mutter eine Zufluchtsſtätte bei uns angeboten und damals wahrlich nicht daran gedacht, daß wir einmal genöthigt ſein würden, zu Dir zu fliehen. Das ſind Wechſelfälle des Glückes, die ſo ſchnell auf einander folgen, daß ſie den Chriſten zwar in Erſtaunen ſetzen, aber niemals niederſchlagen können, weil er ſein Vertrauen auf ein Weſen geſetzt hat, das keinem Wechſel unterworfen iſt.“

„Der Menſch denkt,“ ſetzte der Marquis hinzu, „und Gott lenkt, doch mag geſchehen was immer, nichts geſchieht ohne den Willen oder die Zulaſſung der Vorſehung; wir können ihre Abſichten zwar nicht durchdringen, aber es iſt unſere Pflicht, ihr uns zu unterwerfen.“

Als Marianne das muthige Benehmen ihres Bruders im Gaſthauſe erfuhr, umarmte ſie ihn freudig, indem ſie ſagte:

„Ich danke Dir für dieſes dein Benehmen im Namen unſerer Mutter: Du haſt das Verſprechen, das Du ihr gegeben, treu gehalten!“

Das Haus, welches Frau Chabot ihren Kindern hinterlaſſen hatte, war weder geräumig, noch bequem, aber dennoch wollte der Marquis keine andere Wohnung wählen. Er betrachtete Paul und Marianne als ſeine eigenen Kinder, von welchen er ſich nicht trennen wollte. Man richtete ſich alſo ſo gut ein, als es nur immer gehen wollte, und beſchloß, in Geduld eine beſſere Zeit zu erwarten.

Herr von Grandicourt hatte, um beſſer verborgen zu bleiben, ſeit ſeiner Ankunft in Savoyen den Namen „Lefevre“ angenommen, welchen Namen ihm ſeine Familie auch in vertraulichen Unterhaltungen geben mußte.

Einige Tage ſpäter kehrte Bernhard nach Valence zurück. Der Marquis wollte ihm als Zeichen ſeiner Dankbarkeit einen Diamantring aufnöthigen, aber der edelgeſinnte Bruder Katharina's war durchaus nicht zu bewegen, ihn anzunehmen.

„Sie könnten ihn einmal für ſich ſelbſt bedürfen,“ entgegnete er, „während mich die Arbeit meiner Hände hinreichend ernährt.“

Der Abbé Visconti tröſtete die Verbannten ſo viel als möglich; er brachte gewöhnlich den Abend bei ihnen zu und las ihnen die Zeitungen vor, welche der Marquis nicht immer ſelbſt leſen mochte, ſo traurig und niederſchlagend waren die Nachrichten, welche ſie enthielten.

Von Heinrich war noch immer keine Nachricht eingegangen, und der Marquis vermuthete, Frau von Clairval habe ſich nach England geflüchtet und Heinrich ſie begleitet.

Um ſeine Zeit auf eine für ſeine Kinder nützliche Weiſe auszufüllen, ſetzte er den Unterricht derſelben wieder fort und Paul bemühte ſich mehr als jemals, denſelben zu benützen.

Der Winter trat in ſeiner ganzen Strenge ein, und unſere Freunde mußten nun auch ihre Ausflüge in die ſchöne Umgebung von St. Jean unterlaſſen und ſich um den warmen Ofen ſammeln.

Die Nachrichten, welche aus Paris eintrafen, wurden inzwiſchen von Tag zu Tag betrübender, und ſie machten auf den Marquis einen ſo niederſchlagenden Eindruck, daß er gemüthskrank wurde. Er mußte den Unterricht ſeiner Zöglinge einſtellen, verließ das Haus nicht mehr und nur ſelten ſein Zimmer, um ſich in das gemeinſchaftliche Verſammlungs- und Speiſezimmer zu begeben.

Der Frühling kam, ohne daß ſich in dieſem Zuſtande der Dinge etwas geändert hätte. Seine Kinder verdoppelten ihre Bemühungen, ihn ſeinen düſtern Gedanken zu entreißen, aber vergeblich.

Eines Tages trat Clotilde in das Zimmer ihres Vaters; er war niedergeſchlagener als jemals, und wagte doch nicht, ſeiner Tochter ſeine Beſorgniſſe mitzutheilen.

„Mein Kind,“ ſagte er endlich, „ich glaube, daß meine letzte Stunde nicht ferne iſt. Wenn ich aber ſterbe, dann bleibt Dir eine feſte Stütze, Gott nämlich, welcher ſich ſelbſt den Vater der Waiſen und den Troſt der Betrübten nennt.“

„O mein Vater,“ ſagte Clotilde, „ich bitte Sie, entfernen Sie dieſe Gedanken von ſich. Ich hege beſſere Hoffnungen, als Sie.“

„Deſto beſſer, wenn ſie ſich erfüllen, aber ich glaube, es wird nicht geſchehen. Glaube mir, es fällt mir ſchwer, Dich in einem Augenblicke zu verlaſſen, wo Du die Entbehrungen der Armuth fühlen wirſt, denn Du weißt, daß meine Güter, wie die aller Ausgewanderten, verkauft werden und daß Dir nichts anderes übrig bleibt, als Dich mit der Arbeit deiner Hände zu ernähren.“

„Nun wohl, ſo will ich arbeiten; Paul und ſeine Schweſter werden mir helfen, und ſo wird ſich die Sache hoffentlich machen; aber ſprich nicht mehr davon, lieber Vater, uns zu verlaſſen. Wir wollen für Dich beten und Gott wird Dir das Leben erhalten.“

„Sein heiliger Wille geſchehe! Da es aber denn doch möglich iſt, daß Gott deine Wünſche nicht erhört, ſo will ich Dir ein Geheimniß vertrauen, welches ich bisher verſchwiegen habe, um Dich nicht zu beunruhigen. Einige Tage vor unſerer Flucht hatte ich ein gewiſſes Vorgefühl der Ereigniſſe, welche eintreten würden. Ich beſaß eben nicht viele Gegenſtände von Werth, außer einem Schatze, der mir um ſo koſtbarer war, da er deiner Mutter angehört hatte, nämlich die Diamanten, mit welchen ſie geſchmückt geweſen war, als wir uns verbanden, und die ſie ſeitdem nicht mehr getragen hatte. Mein erſter Gedanke war, ſie mit mir fortzunehmen, wenn ich gezwungen würde, auszuwandern; aber da ich fürchtete, meine Feinde würden mich derſelben berauben, ſo beſchloß ich, ſie zu verbergen. Wenn Du jemals das Glück haben ſollteſt, Frankreich wieder zu ſehen, wirſt Du ſie in einem hölzernen Kiſtchen am Fuße der Säule, welche in der Mitte der Allee ſteht, vergraben finden. Hoffentlich wird inzwiſchen Niemand den Einfall gehabt haben, an dieſer Stelle Nachgrabungen zu machen, wenn auch mein bisheriges Eigenthum ſich dann in andern Händen befinden ſollte.“

„Sie ſagten ja vor einigen Tagen, das Beſitzthum Grandicourt habe keinen Käufer gefunden.“

„Das iſt wahr. Bernhard hat mir in ſeinem letzten Briefe geſchrieben, es gingen ſonderbare Gerüchte im Lande. Man ſagt nämlich, im Park von Grandicourt zeigten ſich alle Nächte Geſpenſter, und die Bauern behaupten, oft klägliche oder drohende Töne, die aus den Gebüſchen kämen, gehört zu haben. Sie meinen, es wären die früheren Eigenthümer des Schloſſes, welche aus der andern Welt gekommen ſeien, um nach ihrer Weiſe gegen das Dekret der Regierung zu proteſtiren, welches den Verkauf desſelben anordnete. Dieſe lächerlichen Erzählungen haben bisher viele Käufer abgeſchreckt. Es iſt in der That merkwürdig, daß der Menſch, wenn man ihm den Glauben nimmt, ſich in die Arme des Aberglaubens wirft, ſo wahr iſt es, daß die Extreme ſich berühren und daß der Menſch nicht leben kann ohne Glauben und ohne Geheimniſſe.“

„Wie wäre es, mein Vater, wenn Sie einen vertrauten Menſchen nach Grandicourt ſenden würden, um den Schatz zu heben?“

„Nein, mein Kind, das wäre allzu gewagt; übrigens will ich nicht, daß Jemand um mein Geheimniß wiſſe.“

„Nun, ſo erlauben Sie mir wenigſtens, daß ich mit Paul darüber ſpreche.“

„Ich betrachte Paul und Marianne als meine Kinder, vor denen ich nichts verborgen halten will.“

Clotilde erzählte alles den Geſchwiſtern.

„Ich könnte wohl dem Herrn Marquis Jemanden nennen,“ ſagte Paul, „welcher gerne die Reiſe machen und ihm ſeinen Schatz holen würde.“

„Das iſt gut, Paul,“ erwiderte Clotilde, „meinem Vater wird dieß große Freude machen, komme, wir wollen mit ihm darüber ſprechen.“

Die jungen Leute begaben ſich nun alle drei in das Zimmer des Marquis.

„Es ſcheint, Clotilde,“ ſagte dieſer lächelnd, daß Dir dein Geheimniß allzuſchwer geworden iſt.“

„O nein, mein Vater, ich wollte nur wiſſen, ob denn gar kein Menſch gefunden werden könne, dem man Vertrauen genug ſchenken kann.“

„Nun?“

„Paul weiß einen ſolchen Mann.“

„Meine lieben Kinder,“ ſagte der Marquis, ſprechen wir nicht mehr von der Sache; die Ausführung bietet zu viele Schwierigkeiten dar.“

„Aber es iſt denn doch nicht ſo ſchwierig, mein Vater, ſich während der Nacht in den Park zu ſchleichen und das Kiſtchen eben ſo geheimnißvoller Weiſe wegzunehmen, als Sie es verſteckt haben.“

Der Marquis ſchüttelte den Kopf.

„O mein Vater,“ fuhr Clotilde fort, „ich weiß, daß die Furcht, uns bald der Dürftigkeit preisgegeben zu ſehen, viel dazu beigetragen hat, Ihre Geſundheit zu untergraben; verwerfen Sie daher doch das Anerbieten Paul's nicht!“

„Wir wollen noch warten. Wie ſchrecklich auch der Sturm iſt, welcher gegenwärtig unſer ſchönes Vaterland verheert, Gott kann ihn augenblicklich vertreiben. Uebrigens wird uns die Vorſehung auch ohne das Mittel der Kleinodien zu Hilfe kommen.“

„Ja, ja,“ ſagte Paul, der bisher nachdenkend ſtillgeſchwiegen hatte, „wir können noch warten. Inzwiſchen wollen wir irgend eine einträgliche Beſchäftigung zu finden ſuchen.“

Dieſe Worte ſetzten Clotilde in Verwunderung, denn ſie hatte gehofft, Paul werde ihre Bitte bei ihrem Vater unterſtützen, Marianne aber betrübten ſie tief, und ihre Wangen bedeckten ſich plötzlich mit einer lebhaften Röthe. Sie wollte ſprechen, aber ein ausdrucksvoller Blick ihres Bruders legte ihr Stillſchweigen auf.

„Meine Kinder,“ ſagte der Marquis, „ich

wünſche, daß Ihr nicht mehr von dieſer Angelegenheit ſprechen möget.“

„Wir werden gehorchen,“ ſagte Paul, und verließ das Zimmer, nachdem er ſeiner Schweſter ein Zeichen gegeben hatte, ihm zu folgen.

Als ſie allein waren, ſagte Paul: „Es iſt Dir aufgefallen, daß ich gegen Clotilde’s Meinung geſprochen habe, anſtatt ihr beizuſtehen. Ich bin ſehr zufrieden damit, daß ihr Vater nicht gethan hat, was ſie wollte. Sie hätte in dieſem Falle die Perſon nennen müſſen, welcher man das Unternehmen anvertrauen könnte, und dieſes hätte mich ſehr in Verlegenheit geſetzt.“

„Und warum?“

„Wie, Du begreifſt noch immer nicht? Dieſe Perſon wäre ich ja ſelbſt geweſen. Wenn ich mich dem Marquis nun genannt hätte, glaubſt Du denn, daß er mein Anerbieten würde angenommen haben? Clotilde ſelbſt hätte ſich entgegengeſetzt.“

„Ah nun begreife ich, und ich kann deinen edelmüthigen Entſchluß nur loben.“

„Und Du theilſt die Beſorgniſſe des Marquis für Jenen, der ſich der Sache unterzieht, nicht?“

„Nein, denn ich bin überzeugt, daß Gott Dir ſeinen Schutz verleihen und dein Unternehmen ſegnen wird.“

„Ich hoffe es auch. Ich werde alſo abreiſen und Dir die Sorge überlaſſen, unſere Wohlthäter von meinem Vorhaben in Kenntniß zu ſetzen, wenn es zu ſpät ſein wird, die Ausführung deſſelben zu verhindern.“

Noch am nämlichen Tage beſtellte ſich Paul einen vollkommenen Anzug, wie ihn die Savoyarden tragen, welche nach Paris kommen, um die Dienſte der Ausläufer zu verſehen, und am Morgen darauf ſtellte er ſich in ſeinem neuen Anzug ſeiner Schweſter vor, noch ehe Clotilde ihr Zimmer verlaſſen hatte.

Die Geſtalt des jungen Menſchen hatte in dieſer Kleidung einen edlen Ausdruck. Marianne fand ein gutes Vorzeichen darin und betrachtete ihren Bruder mit großem Vergnügen. Sie umarmte ihn und ſagte:

„Geh’, mein Bruder, geh’ mit Muth und Vertrauen. Wir beten für Dich, und unſere ſelige Mutter wird ihre Fürbitte mit unſeren Gebeten vereinigen.“

Paul reiste ab, und erſt, als es nicht mehr möglich war, die Reiſe zu verhindern, unterrichtete Marianne den Marquis davon.

„Wie?“ rief Clotilde erblaſſend, „Paul hat uns verlaſſen, ohne etwas zu ſagen? Wenn ihm nun ein Unglück zuſtößt?“

„Beruhige Dich, Clotilde!“ entgegnete Marianne; „er ging, um eine Pflicht zu erfüllen, und Gott wird mit ihm ſein!“

„Möge Gott deine und unſere Wünſche erfüllen, meine gute Marianne!“ ſagte der Marquis, indem er liebevoll die Hand des jungen Mädchens drückte. „Ja, wenn dein Bruder mir ſein Vorhaben mitgetheilt hätte, würde ich mich der Ausführung desſelben aus allen Kräften entgegengeſetzt haben, da er aber nun einmal abgereist und es zu ſpät iſt, ihn zurückzurufen, will ich mit Dir hoffen, daß ihn Gott dabei beſchützen werde.“

Sechzehntes Kapitel.

Während den zwei Jahren, welche die Familie Grandicourt in Savoyen zugebracht hatte, war Paul's Geſtalt eine ganz andere geworden: ſie hatte ſich ſehr entwickelt, der Ton ſeiner Stimme ſich verändert, die Züge ſeines Geſichtes waren ſtärker, männlicher geworden, und er konnte daher in Valence erſcheinen, ohne Gefahr zu laufen, erkannt zu werden. Außer dem Anzuge ſeines Vaterlandes hatte er auch den Dialekt und die Gewohnheiten deſſelben angenommen, ſo daß Niemand geglaubt hätte, er habe die nämliche Erziehung erhalten, wie die Kinder einer der erſten Familien Frankreichs.

Als er in die Ebenen der Dauphine gelangte, konnte er ſich einer gewiſſen Aengſtlichkeit nicht erwehren, wenn er an die Gefahren dachte, mit welchen ſein Vorhaben unzertrennlich verbunden war, nicht etwa, weil er für ſeine perſönliche Sicherheit Beſorgniſſe hegte, ſondern weil ſein Unternehmen ſcheitern und dadurch ſein Wohlthäter der einzigen Hilfsquelle beraubt werden konnte, die er in ſeinem Unglücke noch beſaß. Neben dieſen düſtern Beſorgniſſen tauchte auch noch das Gefühl einer tiefen Bitterkeit in ihm auf, als er dieſe Gegenden durchſchritt. Sonſt ſo glücklich und blühend, ſeufzten ſie nun unter dem eiſernen Joche, das ihnen die grauſamſte Regierung auferlegt hatte, die jemals ein chriſtliches Volk beherrſcht hat.

Um Erkundigungen einzuziehen, die er zum Gelingen ſeines Vorhabens für nothwendig erachtete, begab ſich Paul nach Valence, wo er Bernhard zu finden hoffte. Zu ſeinem größten Mißvergnügen erfuhr er aber, daß ſich Bernhard auf einer Reiſe befinde, und daß man nicht wiſſe, wann er wieder zurückkehren werde. Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, begab ſich daher Paul auf den Weg nach Grandicourt. Als er zu dem Wirthshauſe kam, wo Katharina einſt Morel und ſeine Raubgenoſſen behorcht hatte, fiel ihm bei, daß Katharina mit der Wirthin in freundſchaftlicher Verbindung ſtehe, und er beſchloß daher, einzutreten und ſich zu trinken geben zu laſſen.

„Höret, meine gute Frau,“ ſagte er zu der Frau des Hauſes, „was gibt es Neues im Lande?“

Blanka betrachtete ihn mit mißtrauiſchem Blicke und fragte ihn, anſtatt ihm zu antworten, ob er das Land kenne.

„Ein wenig,“ erwiderte Paul, „ich bin vor einigen Jahren hier durchgekommen und habe nun Savoyen zum zweiten Male verlaſſen, denn man hat mir geſagt, in Paris gebe es eben jetzt viel Geld zu verdienen.“

„O gehet nicht nach Paris, junger Menſch, man bringt gegenwärtig die Menſchen dort wie die Fliegen um. An der Spitze der Regierung ſteht jetzt — — ich weiß nicht, ob ich es ſagen darf.“

„O ich weiß davon, gute Frau, und von mir habt Ihr keinen Verrath zu befürchten.“

„Das iſt wahr, Ihr ſehet nicht aus, wie ein Verräther, und Ihr dutzet mich auch nicht, wie jene Elenden, die bei mir auf meine Koſten die Republik leben laſſen. Ich wollte, daß der Wein ſie erſticke, zur Strafe, daß ſie das ſchöne Schloß Grandicourt abgebrannt haben, deſſen Beſitzer nun in fremden Ländern umherirren.“

„Und was hat man mit den Ländereien gemacht, die zum Schloſſe gehörten?“

„Die Regierung will ſie verkaufen, aber ſie findet keine Käufer. Man hat mir geſagt, im Parke irren Geſpenſter umher, und ich habe ſelbſt ein Aechzen und Wehklagen darin gehört, welches nicht dieſer Welt angehört.“

„Das iſt erſtaunlich!“

„Ich glaube wohl, daß Ihr Euch darüber wundert; ich wundere mich nicht darüber. Glaubt Ihr denn, daß der Arm des Herrn nun erlahmt ſei, und daß er nicht wie ſonſt die Gottloſen ſtrafen könne, die ſeinem Zorne Trotz bieten? Dieſe geheimnißvollen Stimmen, dieſe Erſcheinungen, — können ſie nicht als Warnungen betrachtet werden, welche die

Menſchen an ihre Pflicht erinnern? Ich zweifle übrigens, daß ſie jemals den verhärteten Böſewicht in Schrecken ſetzen werden, welcher in unſerm Lande Alles untereinander geworfen hat.“

„Wie heißt dieſer Böſewicht?“

„O, ich fürchte mich nicht, ſeinen Namen auszuſprechen, denn Ihr ſcheint mir ein braver junger Mann zu ſein. Er heißt Morel und war einſt Pächter des Marquis von Grandicourt, jetzt iſt er Municipal-Beamter. Er iſt nicht ſchuld, daß der Marquis von Grandicourt mit ſeinen Kindern nicht ermordet worden iſt; eine arme Frau von meiner Bekanntſchaft hat ihm ſeinen Plan vereitelt.“

„Und was iſt aus dieſer Frau geworden?“

„Ich weiß nichts von ihr; ich habe ſie ſeit langer Zeit nicht mehr geſehen. Vielleicht iſt ſie nicht mehr im Lande.“

Paul hörte mit großem Mißvergnügen, daß die Frau, auf deren Beihilfe zur Hebung des Schatzes er ſo große Rechnung gemacht hatte, abweſend ſein ſollte; doch er verbarg ſeinen Verdruß darüber und ſagte zur Wirthin, indem er aufſtand:

„Ich verlaſſe Euch, meine gute Frau; aber vorher will ich Euch noch ſagen, daß, wenn Ihr auch von mir nichts zu beſorgen habt, es doch viele Andere gibt, in deren Anweſenheit es unklug wäre, mit der Freimüthigkeit zu ſprechen, mit welcher Ihr vor mir geſprochen habt.“

„Bah!“ erwiderte die Frau; „ſie mögen meinen Kopf nehmen, brauche ich doch dann nicht mehr ihre gottläſternden Reden zu hören und Zeugin ihrer wüſten Zechgelage zu ſein.“

Nachdem Paul das Haus verlaſſen hatte, ging er langſam auf die Ruinen des Schloſſes von Grandicourt zu. Sein Herz war von einer ſchweren Laſt bedrückt, und ſeine Blicke ſchweiften traurig auf der Landſchaft umher. Der Himmel war der nämliche, wie früher, die Gegend ebenſo ſchön, ebenſo lachend, wie ſonſt, und dennoch war die Natur mit einem Trauerſchleier bedeckt.

Paul hielt bei einer kleinen Kapelle an, die am Wege ſtand. Die Thüre war zertrümmert, das Dach drohte jeden Augenblick einzuſtürzen, und das Bild der Mutter des Herrn, welches ſonſt die Kapelle geziert hatte, war verſchwunden. Dieß hielt ihn aber nicht ab, ſeinen Kopf zu entblößen und zu beten. Während er damit beſchäftigt war, hörte er, daß mehrere Leute ſich ihm näherten; es waren einige Bauern.

„He, Du Savoyard,“ rief einer derſelben, „man könnte glauben, Du beteteſt hier. Weißt Du nicht, daß die Zeit dieſer Albernheiten vorüber iſt?“

Paul gerieth nicht in Verlegenheit; er drehte ſich um und ſagte ganz ruhig:

„Seit wann hat denn das Geſetz verboten, Ruinen zu betrachten und den Hut abzunehmen, wenn man den Schweiß abtrocknen will?“

„Nun, wenn ſich die Sache ſo verhält, ſo hat es nichts zu ſagen. Ich glaubte, Du, als Fremdling im Lande, wüßteſt nicht, daß das franzöſiſche

Volk heut zu Tage nicht mehr an die einfältigen Märchen glaubt, die man ſeinen Vätern aufzubinden ſuchte.“

„Schweige, ich bitte Dich,“ ſagte eine Frau, die ſich bei der Geſellſchaft befand, „haſt Du vergeſſen, daß die Nacht anbricht, und daß wir uns in der Nähe des Parkes von Grandicourt befinden?“

Der Mann, an welchen dieſe Worte gerichtet waren, erſchrack heftig, dann ſetzte er ſeinen Weg mit eiligen Schritten fort, ohne ein Wort weiter zu ſagen. Die Uebrigen folgten ſeinem Beiſpiele, und die Truppe verſchwand bald in einer Krümmung des Weges.

„Die Elenden!“ ſagte Paul zu ſich ſelbſt, „ſie läugnen das Daſein Gottes und glauben an Hirngeſpinnſte.“

Paul wußte, daß der alte Marſenne todt ſei, aber Katharine hatte dem Marquis verhehlt, auf welche klägliche Weiſe der würdige Mann ſein Leben verloren, ſo daß er glaubte, er ſei vor Alter geſtorben und ſein Sohn bewohne das Haus, welches er früher bewohnt hatte.

Dieſem Hauſe alſo ſchritt nun Paul zu. Es war bereits ganz dunkel geworden, und man hörte in der ganzen Gegend nur mehr das entfernte Bellen eines Hundes oder das eintönige Geſchrei der Nachteulen von den hohen Bäumen des Parkes herab ertönen. Ein Mann mit einem verdächtigen Geſichte öffnete ihm die Thüre. Er trug in der Hand eine Lampe, deren heller Schein ſeine Züge noch abſchreckender machte. Paul ſah nun, daß er ſich geirrt habe; da es aber zu ſpät war, ſich zurückzuziehen, ſagte er unerſchrocken:

„Bürger, ich habe mich im Walde verirrt: erlaubſt Du mir wohl, in deinem Hauſe die Nacht zuzubringen?“

Der Bauer ſah dem Fragenden lange in's Geſicht, dann antwortete er in mürriſchem Tone:

„Es ſei; aber warum laufſt Du auch um dieſe Zeit im Lande umher, ohne es zu kennen? Tritt ein!“

Paul folgte dem Bauer in ein Zimmer, in welchem ſich zwei Weiber und mehrere Männer befanden, welche mit Trinken beſchäftigt waren. Ein Blick genügte, um Paul zu überzeugen, daß das Haus Marſenne's in andere Hände gekommen ſei.

„Setze Dich,“ ſagte der Herr des Hauſes zu Paul, indem er ihm Wein einſchenkte, „und ſage uns, was Dich hieher führt.“

„Ich komme aus Savoyen.“

„Das brauchſt Du uns nicht zu ſagen, dein Ausſehen und deine Ausſprache zeigen uns hinreichend an, woher Du kommſt.“

„Aber ſage einmal, Claude,“ fügte eine der Weiber in ſpöttiſchem und mißtrauiſchem Tone hinzu, „findeſt Du nicht, daß der Burſche für einen Savoyarden ſehr ſchwache und zarte Hände hat?“

Paul erwiderte ſogleich, ohne in Verlegenheit zu kommen: „Meine Mutter hat mich ein wenig verweichlicht, aber wenn die Nothwendigkeit drängt, dann geht es wohl. Meine Hände werden durch Arbeit wohl kräftiger werden, und wenn ich in mein Vaterland zurückkehre, werden ſie auch nicht mehr leer ſein!"

„Ich glaube ſelbſt," erwiderte der Pächter hierauf, „daß Du es nicht zu bereuen haben wirſt, dein Glück in Frankreich geſucht zu haben; denn ſeitdem wir unſere Tyrannen fortgejagt haben, ſind wir glücklich wie die Fiſche im Waſſer."

„Ah, Ihr hattet ja einmal einen der ärgſten, den Marquis von — von — nun wie heißt er denn wohl?"

„Von Grandicourt, — ja der iſt uns ſchön entkommen. Sollte er es ſich aber jemals einfallen laſſen, hieher zu kommen, wir würden ihn um einige Daumenlängen kürzer machen."

„Man kann ihm alſo viel Böſes vorwerfen?"

„Ich habe ihn nicht gekannt, denn ich bin noch nicht lange in dieſer Gegend, aber man hat mir geſagt, er habe, um das Volk zu demüthigen, mit vollen Händen Almoſen geſpendet, und doch habe er ſich nur durch den Schweiß des Volkes bereichert. Ja, wenn wir ihn nur hätten! aber ſo — Morel trägt die Schuld, daß er uns entwiſcht iſt; warum hat er ſeine Maßregeln nicht beſſer genommen? Doch meinetwegen, hat es mir doch dieſen Maierhof eingetragen, auf welchem ich mich gütlich befinde."

„Die Regierung hat ihn Euch wohl überlaſſen?"

„Wie ſagſt Du? Euch?"

„Ich ſprach eben zu allen dieſen Bürgern."

„Das iſt ein Anderes. Alſo ja; der Sohn des alten Marſenne, welcher die Dummheit gehabt hat, ſich mitten im Schloſſe verbrennen zu laſſen — — aber was haſt Du denn, junger Mann? Man könnte faſt glauben, Du habeſt Mitleiden mit dem Schickſale dieſer Elenden!“

„Es iſt nichts,“ erwiderte Paul, nachdem er, nicht ohne Mühe, ſeine vorige Feſtigkeit wieder erlangt hatte, „aber wenn ich von Feuer höre, dann fällt mir das Kind eines armen Handwerkers ein, das ich ſterbend aus dem Feuer habe ziehen ſehen.“

„Gut, Du biſt empfänglich für die Leiden des Volkes, und das macht Dir Ehre. Nun, trinke noch einmal und dann begib Dich zur Ruhe, denn Du ſcheinſt ermüdet zu ſein. Ein Bett kann ich Dir nicht anbieten, doch Du wirſt es auch leicht vermiſſen; im Stalle wirſt Du friſches Stroh finden, auf welchem Du gut ſchlafen kannſt.“

Paul verließ gerne das Zimmer, denn die Geſellſchaft dieſer Menſchen war ihm widerlich. Ein Kind führte ihn in den Stall, worin ſich zwei Kühe und einige Schafe befanden. Er legte ſich nieder, aber kaum hatte ſich das Kind entfernt, ſo ſtand er wieder auf. Ueberzeugt, daß er von Menſchen keine Hilfe zu erwarten habe, wendete er ſich zu Gott und betete mehr als eine Stunde lang mit glühendem Eifer. Dann ſetzte er ſich und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, welcher gewiſſermaßen über die Zukunft ſeines Wohlthäters entſcheiden ſollte.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Stunde der Mitternacht ſchlug auf dem Kirchenthurme des nächſten Dorfes, als Paul aufſtand. Er näherte ſich leiſe der Thüre, öffnete ſie und ging dem Park zu. Da die Ruinen des Schloſſes auf ſeinem Wege lagen, ſo verweilte er einige Zeit vor dieſen ſchrecklichen Spuren der Leidenſchaft des Volkes. Der Mond ging eben auf und verbreitete eine ſanfte Helle umher, welche zu den ſchwärzlichen Trümmern der ehemaligen Wohnung der Herren von Grandicourt einen düſtern Contraſt bildete. Das Thürmchen ſtand noch, ſo wie die Mauern des Schloſſes; aber durch die hohen Fenſter blies der Wind und aus dem Haufen von Mauertrümmern und Schutt, welche das Innere bedeckten, ſproßte ſchon wucherndes Unkraut und Dorngeſträuch empor.

Tiefes Stillſchweigen herrſchte um die Ruinen des Schloſſes, aber vom Park her ertönte unheimliches Geſchrei, welches ſelbſt den unerſchrockenſten Menſchen in Angſt verſetzen konnte; Paul ſelbſt zögerte einen Augenblick, ſeinen Weg fortzuſetzen, aber ſein Vertrauen auf Gott verbannte bald alle Furcht aus ſeinem Herzen, und er ſetzte unerſchrocken ſeine Schritte in die große Allee fort. Es war aber nicht mehr der ſchöne, wohlerhaltene Weg mit herrlichen, ſorgſam gepflegten Bäumen, auf welchem er mit Heinrich ſo oft und ſo gerne geſpielt hatte; der Weg war von Regengüſſen zerriſſen, und die Bäume, ſich ſelbſt überlaſſen und daher nach allen Seiten hin Aeſte treibend, bildeten mit ihren ineinander laufenden Zweigen einen dichten und undurchdringlichen Verhau.

Nachdem Paul einen ermüdenden und oft unterbrochenen Weg von einer halben Stunde zurückgelegt hatte, befand er ſich endlich an der Säule. Er blieb ſtehen und hielt den Athem zurück, um zu lauſchen: ringsum herrſchte Ruhe und Stillſchweigen. Er fleht den Himmel auf's Neue durch ein glühendes Gebet an und ſchaut um ſich, während ſein Herz in mächtigen Schlägen pocht, und ſein ganzer Körper zittert, als wenn er ſich in großer Gefahr befände. Er kniet ſich nun vor der Säule auf den Boden nieder, zieht ein kleines eiſernes Werkzeug, das er zu dieſem Zwecke mitgenommen, aus der Taſche, und fängt an, mit dem Eifer eines Bergmanns, der eine reiche und ergiebige Ader gefunden, die Erde aufzugraben. Er wundert ſich, daß die Erde ſo locker iſt, als wenn ſie erſt vor Kurzem aufgegraben worden wäre. Das Pochen ſeines Herzens wird heftiger, und er muß ſeine Arbeit einen Augenblick lang unterbrechen. Nachdem er wieder begonnen, ſtößt er auf ein Hinderniß, und er merkt, daß ſein Werkzeug Holz berühre. — „O mein Gott!" ſagte er, „ich danke Dir!"

Das Werkzeug von ſich werfend arbeitete er mit beiden Händen; die Erde iſt endlich weggeſchafft, er nimmt das Käſtchen aus dem Loche in dem Boden, er öffnet es — es iſt leer!

Wer vermöchte den Schmerz zu ſchildern, der ſich des Herzens unſeres jungen Freundes bemächtigte, als er ſeine ganze Hoffnung mit einem Male vernichtet ſah, denn mit ſeiner Hoffnung war auch die ſeines Wohlthäters vernichtet; es fehlte wenig, daß er nicht zu Boden geſunken wäre. Noch einen Augenblick vorher hatte er ſich einer ſüßen Täuſchung hingegeben, und das Gebäude von Glück, das er für ſeinen Wohlthäter und ſeine Kinder geträumt, war verſchwunden wie ein leichter Dunſt, den die Winde fortführen.

„Mein Gott,“ ſagte er ſchmerzlich, „habe Erbarmen mit deinen Dienern, die ihr ganzes Vertrauen in Dich geſetzt haben. Nur Du vermagſt ihnen die Kraft zu geben, die neue Prüfung, die Du ihnen ſendeſt, zu tragen.“ Dann erhob er ſich und trat mit wankendem Schritte den Rückweg zu dem Maierhof an, wo er übernachtet hatte. Aber in der Verwirrung ſeines Geiſtes täuſchte er ſich über die Richtung, die er einzuſchlagen hatte, und erſt nach langem Umherirren ſah er den Maierhof vor ſich liegen.

Da er auf einem andern Wege zurückgekehrt war, kam er, ohne es zu wiſſen, an der Hundehütte vorüber. Das Thier erwachte von dem Geräuſche des Vorübergehenden und fing heftig zu bellen an. Augenblicklich erſchien der Beſitzer des Maierhofes mit einer Flinte in der Hand am Fenſter.

„Wer iſt da?“ rief er, die Mündung des Gewehres gegen Paul richtend, den er wegen der weiten Entfernung nicht erkennen konnte.

„Ich bin es!“ rief Paul.

„Du biſt es? Was machſt Du denn um dieſe Stunde außer dem Hauſe? Ich glaubte Dich in tiefem Schlafe liegen.“

„Ich konnte es im Stalle nicht vor Hitze aushalten, und bin deßwegen ein wenig in's Freie gegangen.“

„Du kannſt wohl ſo ſagen, aber Du wirſt mir geſtatten, daß ich an der Wahrheit deiner Worte zweifle. Ich muß Dir geſtehen, daß mir die Sache verdächtig vorkommt, und ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Du biſt am Ende nur ein Spion, von einem unſerer vormaligen Tyrannen abgeſendet, um zu erforſchen, ob nicht etwa eine Gegenrevolution zu Stande gebracht werden könnte; Du gehörſt wahrſcheinlich ſelbſt einer dieſer adeligen Familien an — —“

„Was fällt Dir ein? Ich bin ein Savoyard und nichts weiter. Du ſiehſt übrigens, daß ich mich nicht zu verbergen ſuche. Ich will nun in meinen Stall zurückkehren; der kleine Spaziergang, den ich gemacht habe, hat mein durch einen langen Marſch erhitztes Blut abgekühlt, und ich werde nun, wie ich hoffe, beſſer ſchlafen.“

„Was machſt Du denn da, Claude?“ ſagte nun eine Frau, die ſich dem Fenſter näherte; „Du haſt doch immer dieſe verwünſchte Flinte in der Hand.“

„Ein guter Patriot,“ erwiderte der Mann, „darf niemals ohne Waffen ſein, wenn der Staat in Gefahr iſt. Dieſer junge Mann ſcheint mir verdächtig,“ fügte er dann in geheimnißvollem Tone hinzu.

„Dir erſcheint alles verdächtig; es wundert mich nur, daß Du nicht auch gegen deine Frau Verdacht hegſt.“

„Schweige, Magdalene, Du wirſt mich nicht meine Pflicht kennen lehren.“

Claude kam die Treppe herab, führte Paul in den Stall und ſchob den Riegel vor die Thüre.

Fünf Minuten nachher lag er ſchnarchend auf ſeinem Lager. Seine Frau hatte darauf gewartet, ſie verließ nun mit leiſem Tritte das Zimmer, ging zum Stalle hinab und öffnete deſſen Thüre. Bei der Helle, die der Mond verbreitete, ſah ſie den jungen Gefangenen auf den Knieen liegen und hörte ihn laut weinen.

„Aber was haſt Du, mein Sohn?“ fragte ſie Paul mit ſanfter Stimme: „weinſt Du, weil Du eingeſperrt biſt? Da kann leicht geholfen werden, ich will Dich in Freiheit ſetzen.“

„O ich verlange nicht hinausgelaſſen zu werden,“ erwiderte Paul mit tiefer Betrübniß.

„Wenn es ſich aber um dein Leben handelte?“

„Mein Leben? O an dieſem liegt mir gar nicht viel; — aber ſagt mir, woher rührt die Theilnahme, die Ihr mir beweiſet?“

Ich bin nicht fremd in dem Lande, wie mein Mann; ich kenne Dich, Du biſt Paul Chabot.“

„Ja, ich bin Paul Chabot; ich bin hieher gekommen, um etwas aufzuſuchen, was der Marquis von Grandicourt vor ſeiner Abreiſe verborgen hat; aber ich habe es nicht gefunden.“

„Armer junger Mann! — Aber ſtill, ich höre Claude.“

Die Frau hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als Claude in den Stall trat.

„Ei das iſt ſehr ſchön,“ ſagte er mit ſpöttiſcher Stimme, „man ſieht, daß Du ein mitleidiges Herz haſt. Es iſt nur Schade, daß der Gegenſtand deines Mitleidens ein Burſche iſt, der es bereuen wird, einen Spaziergang gemacht zu haben, während er ſchlafen ſollte.“

„Im Namen des Himmels,“ ſagte Magdalene, und ſuchte ihren Mann zu entfernen, „füge ihm nichts Böſes zu; er iſt zu jung, um irgend etwas gethan zu haben.“

„Entferne Dich, Du haſt hier nichts zu ſchaffen.“

„O Claude, wenn Du ihn ſeinen Feinden überlieferſt, — doch dazu haſt Du den Muth nicht. Einen unglücklichen jungen Menſchen, der unſere Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen, dem Tode preis zu geben, — das wäre ſchändlich!“

„Noch einmal: entferne Dich, dein Platz iſt nicht hier!“

Paul warf ſich zwiſchen Claude und ſeine Frau und ſagte zu letzterer:

„Entfernt Euch, gute Frau, und erſparet mir den Schmerz, Euch für euer mitleidiges Herz mißhandelt zu ſehen.“

„Nun wohl, Claude, ich entferne mich; ich will Gott bitten, daß er mit deiner Blindheit Mitleiden habe und Dich nicht eine Niederträchtigkeit begehen laſſe.“

Die Frau ging; Claude verſchloß die Stallthüre wieder, legte noch ein Vorlegeſchloß vor dieſelbe und entfernte ſich dann ebenfalls.

Eine Stunde verging. Paul, dem das Leben gleichgiltig geworden war, beſchäftigte ſich nur mit ſeinen Wohlthätern. Eine düſtere Verzweiflung hatte ſich ſeiner bemächtiget, und er ſchien, unbeweglich daſitzend und ſtarr vor ſich hinſehend, den Gebrauch aller ſeiner Seelenkräfte verloren zu haben. Endlich wandte ſich ſein Gedanke zu Gott und er ſchöpfte aus dem Glauben die Kraft, die er bedurfte.

Der Tag brach an, als das Geräuſch nahender Schritte Paul aus ſeinen frommen Betrachtungen riß. Er erhob ſich, man öffnete die Thüre und es traten etwa ein Dutzend bewaffneter Männer ein, an deren Spitze ſich Claude befand.

„Da iſt er, Bürger,“ ſagte derſelbe, indem er auf Paul zeigte. „Ich weiß zwar nicht, wer er iſt, vielleicht erkennt ihn einer von Euch, denn ich glaube für gewiß, daß er aus der hieſigen Gegend iſt.“

Bei dieſen Worten zog er Paul mit Gewalt hervor und ſtellte ihn ſo, daß ſein Geſicht von der Sonne beleuchtet wurde. Alle betrachteten den Gefangenen, ohne ihn zu erkennen, und nur ein Einziger rief:

„Das iſt ja Paul, der Kaminkehrer, ja, ja, das iſt der kleine Savoyarde.“

Ein Ausruf des Erſtaunens folgte dieſer Erkennungsſcene. Der Gefangene wurde noch einmal aufmerkſam betrachtet und nun von jedem der Bauern erkannt. Während ein Lächeln wilder Befriedigung auf den Geſichtern des größern Theils der Männer ſichtbar wurde, drückte ſich auf dem einiger Weniger von ihnen Unzufriedenheit und Bedauern aus. Dieſe letzteren erinnerten ſich ohne Zweifel, daß Paul ſie einſt in ihren Hütten beſucht habe, um der Vermittler der Wohlthaten zu ſein, mit welchen der Marquis von Grandicourt ſie überhäufte. Sie legten auch gegen die Gewalt, die man gegen den jungen Menſchen ausübte, Widerſpruch ein und verlangten, daß man ihn ſogleich loslaſſe.

„Nein, nein!“ rief Claude, „das Geſetz will, daß er Jenen überliefert werde, denen es zuſteht, zu urtheilen, ob er ſchuldig iſt oder nicht. Wir wollen ihn daher in's Dorf führen.“

„Recht ſo!“ ſagte eine Stimme, „wir erfahren dann wenigſtens, was der Taugenichts hier machen wollte. Er iſt zwar kein Ariſtokrat, aber er hat lange Zeit den großen Herrn geſpielt, und es iſt daher nicht mehr als billig, daß er ſeine Rolle bis zu Ende ſpiele.“

Die Partei Derjenigen, welche die Vertheidigung Paul's übernommen hatten, war leider die ſchwächere; als ſie daher die Fruchtloſigkeit ihrer Bemühungen zu deſſen Gunſten erkannten, zogen ſie ſich mit Verdruß zurück. Claude band dem Gefangenen die Hände und führte ihn dann in das Dorf, in deſſen Bezirk das Beſitzthum von Grandicourt lag.

Achtzehntes Kapitel.

Als ſie in's Dorf kamen, ſah ſich Paul von einer tobenden Menge umgeben, die immer mehr anwuchs und Schimpfworte jeder Art gegen ihn ausſtieß. Mehrere der Männer hatten ſich in ihrem ſchamloſen Hochmuthe mit der rothen Mütze bedeckt, welche man die Freiheitsmütze nannte, und deren Weiber, die Saturnalien der Hauptſtadt nachahmend, gingen in ihrer rohen Schamloſigkeit ſo weit, daß ſie dem jungen Menſchen unter einer Fluth von beleidigenden Worten Koth und Steine in's Geſicht warfen. Doch ſah man auch unter der Menge Geſichter, auf denen ſich Traurigkeit, Mitleiden und Unwillen über die Behandlung ausdrückten, welche man Paul widerfahren ließ. Während nun der Name Paul Chabot von Mund zu Mund ging, hörte man auf der einen Seite rohe Ausdrücke wilder Freude, auf der andern aber nicht minder ausdrucksvolle Aeußerungen von Unzufriedenheit und Theilnahme.

Die gegenſeitige Erbitterung der beiden Parteien war endlich in offenbare Thätlichkeiten ausgebrochen, als ſich Paul zu Jenen wandte, die freundlich gegen ihn geſinnt waren, und ihnen zurief:

„Meine Freunde, ich bitte Euch, zieht Euch zurück! Ihr ſetzet euere eigene Sicherheit für eine Sache in Gefahr, welche verloren zu ſein ſcheint. Ich bin auf den Tod, der mir bevorzuſtehen ſcheint, vorbereitet; aber ich ſterbe mit dem Troſte, daß ich Niemanden etwas Böſes zugefügt habe.“

Der junge Gefangene war von allem, was um ihn vorging, auf das Schmerzlichſte ergriffen: er konnte nicht begreifen, wie die Gemüther ſich ſo plötzlich vom Guten zum Böſen kehren konnten, ſo daß ſie völlig vergeſſen hatten, wie ſie ihren Wohlſtand und ihr Glück nur der unerſchöpflichen Großmuth und Wohlthätigkeit der Beſitzer von Grandicourt zu verdanken hatten. Paul bedachte nicht, daß der Menſch, wenn er ſich einmal der Bande der Religion entledigt hat, nur mehr dem Eigennutze und den Einflüſterungen ſeiner Leidenſchaften Gehör gibt und ſich mit einer Wuth, die an Raſerei grenzt, allen Verirrungen überläßt.

Paul wurde in das Haus des Municipalbeamten geführt. Einen Augenblick darauf erſchien dieſer und ſetzte ſich an einen Tiſch, an welchem auch die Mitglieder der Municipalbehörde Platz nahmen. Sie trugen alle die rothe Mütze, und dieſe Kopfbedeckung vermehrte noch den Ausdruck von Wildheit, der aus ihren Blicken leuchtete.

Unſer junger Freund hatte ſein Auge noch nicht erhoben, als er plötzlich eine ihm wohlbekannte Stimme vernahm, welche in herriſchem Tone die Frage ausſtieß:

„Wer biſt Du?“

„Du mußt mich kennen, Morel,“ antwortete Paul mit feſter und entſchloſſener Stimme.

„Er heißt Paul Chabot und hat ſich ſelbſt zu dieſem Namen bekannt,“ ſagte nun Claude, zum Tiſche tretend.

„Gut, gut!“ fuhr Morel fort, und ſich wieder zu dem Angeklagten wendend, fragte er ihn, warum er wieder in die Gegend gekommen ſei?

„Meine Pflicht rief mich hieher,“ antwortete Paul.

„Du mußt beſtimmter antworten, Burſche; weißt Du, daß das Geſetz keinen Scherz kennt?“

„Ich weiß es.“

Morel wunderte ſich über die feſte und entſchloſſene Weiſe, mit der ſich der junge Menſch benahm. Er hatte ihn immer für einen ſchwachen und ſchüchternen Charakter gehalten, und ſeitdem er die Stelle eines Municipalbeamten bekleidete, war ihm noch Niemand vorgekommen, der mit ſo großer Feſtigkeit mit ihm geſprochen hatte.

„Ich frage Dich noch einmal, was Dich in die hieſige Gegend geführt hat?“

„Das geht Dich nichts an.“

„Dein Trotz wird Dich theuer zu ſtehen kommen.“

„Deine Drohungen erſchrecken mich nicht; ich kenne das Loos, welches mich erwartet; wozu ſollen alſo die Fragen dienen?“

„Ich glaube nicht, daß Dich der ehemalige Marquis hieher geſandt hat, um etwa Gegenſtände zu holen, die er hier zurückgelaſſen hat; ich glaube vielmehr, daß es in der Abſicht geſchehen iſt, um die Stimmung der Gemüther zu erforſchen und den fremden Fürſten, die ſich gegen Frankreich verbunden haben, Anhänger zu gewinnen.“

„Nein!“ rief Paul mit Lebhaftigkeit, „ſeitdem Savoyen Frankreich angehört, bin ich Franzoſe, und ich werde mein neues Vaterland ebenſowenig verrathen, als ich jemals Verrath gegen meine Wohlthäter üben werde. Ich gehöre nicht zu jenen undankbaren Menſchen, welche empfangene Wohlthaten ſo ſchnell vergeſſen.“

„Schweige!“ rief Morel mit vor Zorn zitternder Stimme.

„Hoffe nicht, mich einzuſchüchtern, trotz deiner Drohungen werde ich fortfahren, zu ſprechen. Dein Gewiſſen ſagt Dir, daß Du einer jener Menſchen biſt, die ich ſo eben bezeichnet habe; deßwegen mißfallen Dir auch meine Worte. Ich will aber noch mehr ſagen: Du biſt nicht allein ein Undankbarer, ſondern Du biſt auch ein Ehrloſer, denn ohne die Wohlthaten, mit welchen Dich der Marquis überhäuft hat, würdeſt Du die Stelle nicht bekleiden, auf welche Du nun ſo ſtolz biſt!"

Die Wuth, in welche Paul's freimüthige Rede Morel verſetzte, hielt ihn allein ab, dieſe Worte zu unterbrechen, welche ihn wie ein Blitz trafen; ſeine Wangen waren mit einer Leichenbläſſe bedeckt, ſeine Lippen geſchloſſen, und ein düſteres Feuer leuchtete aus ſeinen Augen. Man hätte glauben können, Angeklagter und Richter hätten ihre Rollen miteinander vertauſcht.

„Iſt es wahr," fuhr Paul fort, „daß Du, nicht im Stande, an dem Marquis die Wohlthaten zu rächen, die er Dir erwieſen, deine Wuth gegen einen wehrloſen Greis gerichtet haſt? Ich habe gehört, der alte Marſenne ſei im Brande des Schloſſes umgekommen."

„Ja," entgegnete Morel, „er fiel als ein Opfer der Rache des Volkes; es iſt kein Geheimniß."

„Genug!" fuhr Paul fort; „was wirſt Du über mich verhängen? Wohin wird man mich führen?"

Der Ruf: „Zur Guillotine, zur Guillotine!" ertönte im Saal.

Morel gebot mit der Hand Stillſchweigen, dann fragte er Paul, ob er noch etwas zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen habe.

Nichts!" entgegnete Paul. „Doch will ich noch auf eine Frage antworten, die Du an mich gerichtet haſt; ich halte mich dazu zwar nicht verpflichtet, doch ich will es thun, um die Undankbaren, die mich hören, zu beſchämen. Ich bin hieher gekommen, um einen Schatz zu holen, den der Marquis in ſeinem Parke verborgen hatte; ich habe ihn aber nicht gefunden.“

„Du wollteſt alſo das Vaterland berauben? Deine That wird die gebührende Strafe finden.“

„Verurtheile mich, Morel, wenn Du willſt, aber verſchone mich mit deinen moraliſchen Lehren; ſie ſchicken ſich nicht für Dich.“

Morel hatte genug. Um dem Verhöre ein Ende zu machen, fragte er die Leute, welche den Gefangenen gebracht hatten, wer ihn verhaftet habe.

„Ich, Bürger!“ ſagte Claude. „Er iſt geſtern zu mir gekommen und hat meine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen. Er trug eine ſo unſchuldige Miene zur Schau, daß ich die Aufnahme ihm nicht verweigern zu dürfen glaubte; ich habe nicht vermuthet, daß in dem Felle eines Schafes ein reißender Wolf verborgen ſei. Ich habe ihn am Morgen ergriffen, wo er aus dem Parke zurückkam. Ich hielt ihn für einen Feind der Republik und glaubte, es ſei meine Pflicht, ihn feſtzunehmen.“

„Du haſt wohl daran gethan,“ ſagte Morel, und fügte dann mit einer Stimme, welcher er einen feierlichen Ton zu geben ſuchte, die aber nur lächerlich klang, hinzu:

„Bürger Claude! Du haſt Dich um das Vaterland wohl verdient gemacht; es dankt Dir und wünſcht Dir Glück durch meinen Mund!“

Paul konnte ſich eines Lächelns des Mitleidens nicht erwehren. Er fragte Morel, was aus ihm werden ſolle.

„Du wirſt morgen nach Valence geführt, dort vor Gericht geſtellt —“

„Und verurtheilt und hingerichtet werden,“ unterbrach ihn der junge Mann. „Doch was liegt daran; ich bin nicht der Erſte, der ungerechter Weiſe den Tod erleiden mußte; möge Gott es fügen, daß ich der Letzte ſei!“

Der vielfältige Ruf: „Es lebe die Republik, es lebe die Freiheit!“ erſchütterte die Mauern des Saales, Morel entfernte ſich mit den Mitgliedern der Municipalbehörde, und Paul wurde in die Kirche geführt, welche, ſeitdem ſie nicht mehr zum Gottesdienſte gebraucht wurde, in ein Fourage-Magazin verwandelt worden war.

Unſer junger Freund konnte nicht ohne ein ſchmerzliches Gefühl die Verwüſtungen ſehen, welche die revolutionäre Wuth in der Kirche angerichtet hatte. Der Betſtuhl, in welchem er ſo oft mit der Familie des Marquis von Grandicourt gekniet hatte, war entfernt worden, der entweihte Altar bot nur mehr den Anblick eines Haufens von Steinen dar, der Tabernakel war zerbrochen, und an den Wänden hingen nur noch die Rahmen der Gemälde, die man in Stücke zerriſſen und verbrannt hatte.

Paul wurde in die Sakriſtei geführt, die nun zum Gefängniſſe diente. Man gab ihm Brod und Waſſer und überließ ihn ſeinen Betrachtungen. Die Männer, welche ihn hieher gebracht hatten, verſchloſſen die Thüre und verließen die Kirche, indem ſie einen Nationalgeſang anſtimmten, der nur ein langes Gewebe von Gottesläſterungen war.

Beinahe das ganze Dorf hatte ſich um das Haus verſammelt, worin ſich die Municipalität befand. Vor demſelben ſtand eine große Pappel, der man den prunkvollen Namen „Freiheitsbaum" gegeben hatte. Morel erſchien, und nachdem er die Glückwünſche ſeiner Freunde zu einem ſo ruhmwürdigen Akte, als das Verhör Paul's war, entgegengenommen hatte, forderte er ſelbſt das Volk auf, dieſen für die Republik ſo glücklichen Tag mit Geſang und Tanz zu feiern. Er ließ Wein herbeibringen und trank zuerſt auf die Geſundheit der tapferen Vertheidiger des Vaterlandes. Wer dieſe Vertheidiger geweſen ſeien, wurde nicht geſagt; aber wahrſcheinlich hat er ſich ſelbſt damit gemeint.

Der Tanz begann, und man ſah die Bauern mit ihren Weibern, hölzerne Schuhe an den Füßen, ſich taktmäßig, aber in größter Unordnung um den Baum bewegen, deſſen Spitze man vorher noch mit einer rothen Mütze geſchmückt hatte.

Das Geſchrei drang bis zu Paul, war aber nicht geeignet, ihn aus den Gedanken aufzuwecken, welche ihn beſchäftigten. Bisher hatte er einen Muth und eine Kaltblütigkeit an den Tag gelegt, welche ſein Alter weit überſtiegen, und ſelbſt vor Morel's drohenden Blicken nicht einen Augenblick die Augen niedergeſchlagen; aber ſeitdem er ſich allein befand, überließ er ſich allen den ſchmerzlichen Gefühlen, welche das Mißlingen ſeines Unternehmens ihm in der Bruſt hervorrief. Zu denſelben geſellte ſich noch der Gedanke, daß er ferne von ſeiner Heimath und ferne von ſeiner Schweſter, welche er nicht mehr ſehen, und die ſeinen Tod vielleicht niemals erfahren ſollte, ſein Leben zu enden beſtimmt ſei. Er vergoß Thränen bei dieſem Gedanken und bat den Himmel, ihm doch Gelegenheit zu geben, ſeine Schweſter und ſeine Wohlthäter von dem Schickſale in Kenntniß zu ſetzen, das ihn betroffen hatte.

Er blickte um ſich, um zu ſehen, ob er der Wuth ſeiner Feinde nicht vielleicht durch die Flucht entgehen könne; aber die Thüre war feſt verſchloſſen und die Fenſter waren ſo hoch oben angebracht, daß es einer langen Leiter bedurft hätte, um ſie zu erreichen. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, zu entkommen, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus und verlor ſich wieder in ſeinen düſteren Gedanken.

Das Gefühl von Schmerz und Verzweiflung verwandelte ſich aber bald in eine ruhigere Stimmung des Gemüthes. Paul erinnerte ſich an die edlen Opfer, die ſo muthvoll die Stufen des Schaffots beſtiegen hatten, an das Beiſpiel ſeines Königs, der ſich ſelbſt den Erlöſer der Welt zum Vorbilde genommen hatte; er ſchämte ſich ſeiner Schwäche und bat den Himmel um Verzeihung, daß er ſich ſchon der Verzweiflung habe hingeben wollen.

„Mein Gott,“ ſagte er dann, „Du biſt der Herr unſeres Schickſales; ich unterwerfe mich Dem, was Du durch den Mund Derjenigen, in deren

Hände Du gegenwärtig für einige Zeit den Sieg gelegt haſt, über mich beſchloſſen haſt. Ich bitte Dich nur um die Gnade, mich als Chriſt ſterben zu laſſen. Tröſte meine Schweſter, gib ihr die Kraft, die Nachricht, ſie habe keinen Bruder mehr, mit Ergebung in deinen heiligen Willen aufzunehmen. Tröſte auch meine Wohlthäter, und ſchütze ſie in Anbetracht des Guten, welches ſie deinen Armen erweiſen, vor Kummer und Armuth."

Paul beſchäftigte ſich nun damit, ſich alle ſein ganzes Leben hindurch begangenen Fehler in's Gedächtniß zurückzurufen, Gott um Verzeihung derſelben zu bitten und ſich durch Gebet auf den nächſten Tag vorzubereiten.

Die Nacht trat ein; Paul ſtreckte ſich auf das Strohlager nieder und fiel in einen tiefen Schlaf.

Neunzehntes Kapitel.

Während das Verhör mit Paul vorgenommen wurde, pochte Magdalene, die Frau Claude's, an die Thüre einer Hütte, welche in dem entfernteſten Theile des Waldes ſtand, der das Beſitzthum des Marquis von Grandicourt von den Ufern der Rhone trennte. Die Thüre öffnete ſich und Katharina Gauthier trat heraus.

„Ei ſieh da, meine gute Magdalene!" ſagte ſie;

„aber was haſt Du denn, Du ſiehſt ja ganz verweint aus.“

„Ich habe auch alle Urſache dazu,“ ſagte Magdalene mit einem tiefen Seufzer. „Sie haben heute einen unſchuldigen jungen Menſchen in Haft genommen, und mein Mann war es, der zuerſt Hand an ihn gelegt hat.“

„Wer iſt es denn?“

„Paul Chabot iſt der Gefangene.“

„Paul Chabot!“ rief Katharina im höchſten Erſtaunen. „Aber was mag ihn wohl hieher geführt haben? — Doch ich errathe. — Aber erzähle mir doch den ganzen Vorgang.“

Magdalena entſprach der Aufforderung ihrer Freundin, und nachdem ſie alle Fragen derſelben genau beantwortet hatte, verfiel Katharina in tiefes Nachdenken, und es verging lange Zeit, ohne daß eine oder die andere der beiden Frauen ein Wort geſprochen hätte.

„Liebe Freundin,“ begann endlich Katharina, wir dürfen noch nicht verzweifeln. Paul wird noch nicht ſobald nach Valence geführt werden. Morel wird ihn nicht eher ausliefern, als bis er das Vergnügen, ſich als Herr des Schickſales des jungen Mannes betrachten zu dürfen, ſo lange als möglich genoſſen haben wird. Ich gehe nun in's Dorf, und wenn mich nicht Liſt zum Ziele führt, werde ich große Mittel zur Erreichung deſſelben in Anwendung zu bringen wiſſen.“

„Welche Mittel ſind dieſe?“

„Ich erlaſſe einen Aufruf an alle gutgeſinnten Leute, die ſich noch im Lande befinden, und wir nehmen dann das Gefängniß mit Sturm.“

„Der Himmel möge Dir beiſtehen, gute Katharina; ich kann nur beten, daß das Unternehmen gelingen möge; aber ich werde es aus vollem Herzen thun.“

„Du wirſt wohl daran thun. Kehre nun nach Hauſe zurück und verhalte Dich ruhig; ſei beſonders vorſichtig, damit dein Mann nicht die Urſache deiner Abweſenheit vom Hauſe erfahre.“

Die beiden Frauen trennten ſich; die eine ſchlug den Weg nach ihrem Hauſe, die andere jenen nach dem Dorfe ein.

Als Katharina vor dem Hauſe Morel's ankam, verurſachte ihr der Anblick des ſchamloſen und thörichten Treibens, welchem ſich die betrogenen Bauern hingaben, einen unbeſchreiblichen Widerwillen.

„Sollte man nicht glauben,“ ſagte ſie, „es wäre über die Feinde Frankreichs ein glänzender Sieg erfochten worden! — Aber nur Geduld, Ihr werdet nicht lange triumphiren!“

Katharina miſchte ſich nun unter einen Haufen Weiber, welche dem Tanze zuſahen, und fragte nach der Urſache dieſer Fröhlichkeit.

„Wie, Ihr wißt nicht,“ ſagte eines der Weiber, daß man einen Abgeordneten des Marquis Grandicourt eingefangen hat, und zwar in dem Augenblicke, als er im Parke, ich weiß nicht was, ſtehlen wollte.“

„O warum nicht gar!“ rief eine andere, „er iſt ein Spion des Königs von Sardinien.“

„Es lebe die Freiheit!“ heulte eine dritte, welche ein bis zum Rande gefülltes Glas in der Hand hielt. „Nieder mit den Royaliſten!“

Und alle fingen aus vollem Halſe zu ſingen und zu ſchreien an, wie wahnſinnige Bachantinnen.

Katharina entfernte ſich, um zu erfahren, wo Paul eingeſperrt ſei. Als ſie dieß wußte, kehrte ſie nachdenkend nach Hauſe zurück.

Nachdem die Dunkelheit der Nacht angebrochen war, verließ ſie ihre Wohnung von Neuem, mit einem ſchwarzen Mantel bedeckt, unter welchem ſie ein in Leinwand von gleicher Farbe eingewickeltes Paket verborgen trug. Hundert Schritte vor ihr ging ein Mann, welcher eine Leiter trug.

Als ſie ſich auf einem Seitenwege dem Dorfe näherte, hörte ſie noch immer das wilde Geſchrei des Pöbels, der ſein Feſt bei Fackelſchein fortſetzte. Sie ſetzte ſich mit ihrem Begleiter hinter eine Hecke, ſo daß ſie nicht bemerkt werden konnten, und erwartete mit Ungeduld das Ende des tumultuariſchen Auftrittes.

Gegen eilf Uhr begann der Lärmen ſich zu vermindern, und eine halbe Stunde nachher befanden ſich die Einwohner zu Hauſe. Glücklicherweiſe war der Mond, welcher eben aufging, von dichten Wolken bedeckt, welche ſeinen Schein nicht durchdringen ließen. Katharina kniete nieder, um den Segen des Himmels für ihre Unternehmung zu erflehen, dann ſchlich ſie leiſe hinter der Hecke fort, bis ſie ſich in der Nähe der Kirche befand.

Die Kirche, auf einer kleinen Anhöhe ſtehend, befand ſich in einiger Entfernung vom Dorfe, mit dem ſie durch einen Weg zuſammenhing, auf deſſen beiden Seiten ſich eine Mauer erhob. Katharina trug ihrem Begleiter auf, die Leiter an die Mauer zu lehnen, und ſie ſelbſt näherte ſich dem Haupteingange der Kirche. Da ertönte ihr auf einmal ein „Wer da?“ entgegen.

„Eine Freundin des Volkes!“ antwortete Katharina mit ſtarker Stimme.

Die beiden Schildwachen, welchen die Bewachung Paul's übertragen war, ſtanden an einem Feuer, welches ſie unfern der Kirche angezündet hatten. Sie waren mit Flinten bewaffnet und an der hohen Geſtalt und Körperſtärke, welche beide Männer beſaßen, konnte man erkennen, welche Wichtigkeit Morel darauf lege, daß ſein Gefangener nicht entwiſche.

„Bravo, bravo, Mathurin!“ ſagte Katharina, ſich einer der Schildwachen nähernd, „das heißt man dem Vaterlande gut dienen!“

„Ah, biſt Du es, Katharina!“ antwortete der Bauer, „ich habe deinen Beſuch wahrlich nicht erwartet.“

„Und warum nicht?“

„Weil man im ganzen Lande weiß, daß Du es etwas zu ſehr mit den Adeligen hältſt, ſo daß man Dich dieſer deiner Vorliebe wegen gewiß ſchon zur Rechenſchaft gezogen hätte, wenn Du ein Mann wäreſt. Aber man weiß auch, daß es in deinem Kopfe nicht ganz richtig iſt.“

„Du meinſt, man glaube, ich ſei närriſch? Das iſt möglich; Gott hat eben ſeine Gaben nicht in gleichem Maße vertheilt; aber ich bin deßwegen doch eine gute Bürgerin.“

„Was Du da ſagſt! Du haſt Dich alſo bekehrt? Das ſollte mich wundern, aber Du kamſt —“

„Um Dir des Eifers wegen, der Dich beſeelt, meinen Glückwunſch darzubringen.“

„In dieſen unruhigen Zeiten muß ſich ein guter Bürger für das Wohl des Vaterlandes opfern.“

„Ich bedaure nur, daß die Weiber nicht auch, wie die Männer, zur Vertheidigung des Staates berufen werden. Ich würde mit Freude meine Dienſte leiſten.“

„Du ſcherzeſt.“

„Durchaus nicht, und um Dir zu beweiſen, daß ich es ernſtlich meine, habe ich gethan, was eine Frau immer thun kann: ich habe einige Bouteillen Wein mitgebracht, welche Euch die Nacht weniger lang und weniger unangenehm machen ſollen. Findeſt Du in der That nicht auch, daß der Wind etwas ſcharf bläſt?“

„Du biſt wahrhaftig eine freundliche Frau, Bürgerin Katharina, und ich werde morgen bei der Municipalität den Antrag ſtellen, daß man Dir eine Belohnung für deinen patriotiſchen Eifer zuerkenne.“

Mathurin entpfropfte ſogleich eine Bouteille, welche ihm Katharina darreichte, und, nachdem er das Glas gefüllt hatte, welches ſie ihm mit der Flaſche gab, bot er es mit komiſcher Galanterie zuerſt Katharina dar.

„Ich danke,“ ſagte Katharina, „ich trinke Abends keinen Wein; er benimmt mir den Schlaf.“

„Mir nicht,“ entgegnete Mathurin, alſo: „Auf den Ruhm des franzöſiſchen Volkes!“

Nachdem er ſein Glas ausgetrunken hatte, füllte er es wieder und reichte es ſeinem Kameraden.

Drei Flaſchen waren bald geleert. Katharina warf einige Stücke Holz in's Feuer, ſetzte ſich auf den Boden nieder und zog eine Zeitung aus der Taſche.

„Meine Freunde,“ ſagte ſie, „ſetzt Euch, ich will Euch die letzten Debatten unſerer ruhmvollen Nationalverſammlung vorleſen. Nichts iſt auch wirklich geeigneter, den Muth der Franzoſen zu entflammen, als die erhabenen Worte, welche unſere modernen Brutuſſe von der Höhe der Rednerbühne herab zu dem Volke ſprechen.“

Verführt durch dieſe pomphafte Anſprache vergaßen die beiden Schildwachen, daß ſie den Befehl erhalten hatten, ſtehend ihrem Dienſte zu obliegen, und ſie ſetzten oder vielmehr ſie legten ſich an's Feuer nieder, bereit, mit hingebender Aufmerkſamkeit die ihnen verheißenen Reden der Koryphäen der franzöſiſchen Nationalverſammlung anzuhören.

Katharina begann. Ihre Stimme war wohllautend, ihre Rede gut betont, und die Geberden, mit welchen ſie ſelbe begleitete, hätten vielleicht den

Neid der Deputirten ſelbſt erregt, welche ſie nachahmte; aber je länger ſie las, deſto mehr mäßigte ſie ihre Stimme; bald vernahm man nur mehr ein leiſes Murmeln, welches immer mehr abnahm, und endlich ſchwieg ſie ganz.

Katharina warf nun ihre Blicke auf Mathurin und ſeinen Genoſſen; beide lagen in tiefem Schlafe.

„Alles geht gut,“ ſagte ſie, „wir ſind gerettet; wenn jemals die Redensarten unſerer weiſen Geſetzgeber eine gute Wirkung gehabt haben, ſo iſt es dieſes Mal der Fall. Es bleibt nur noch übrig, Nutzen daraus zu ziehen.“

Sie erhob ſich leiſe, ſuchte ihren Begleiter auf, welcher hinter der Mauer ihrer harrte, und ſagte ihm, er möge ihr folgen. Sie näherten ſich nun der Sakriſtei und lehnten die Leiter an das Fenſter derſelben. Katharina ſtieg hinauf und warf, am Fenſter angekommen, einen mit Knoten verſehenen Strick, deſſen Ende ſie an der Leiter befeſtigt hatte, in’s Innere.

„Paul!“ rief ſie dann mit einer Stimme, die ſtark genug war, um in der Sakriſtei, jedoch aber nur in dieſer, gehört zu werden.

Paul hörte nichts, ſo tief ſchlief er.

„Es iſt ein Unglück,“ ſagte Katharina, „daß ich nicht noch ſtärker rufen darf; ich muß ein anderes Mittel anwenden, um ihn aufzuwecken.“

Sie ſetzte nun den Strick in Bewegung, und was ſie erwartet hatte, geſchah: das Ende des Strickes berührte endlich Paul’s Geſicht. Dieſer glaubte anfangs, es ſei eine Ratte geweſen, und wollte eben wieder ſeinen Schlaf fortſetzen, als der Strick ſeine Stirne berührte. Er ergriff ihn, ohne jedoch noch zu wiſſen, was er zu bedeuten habe.

„Nun, Paul!“ rief Katharina, „ſind Sie endlich erwacht?“

„Wer ſeid Ihr?“ fragte Paul, und erhob ſich von ſeinem Strohlager, noch immer in Ungewißheit, was man von ihm wolle.

„Wie? kennen Sie die Stimme der alten Katharina nicht mehr?“

„O Himmel! wäre es möglich?“

„Ja, es iſt gewiß, aber klettern Sie nur ſchnell empor; wir wollen uns ſpäter gegen einander erklären.“

Paul ließ ſich das nicht zum zweiten Male ſagen. Von ſeiner Jugend an geübt, in den Kaminen empor zu klettern, gelangte er in wenigen Augenblicken zur Höhe des Fenſters, wo ihn ſeine Befreierin erwartete. Zwei Minuten darauf befand er ſich im Freien.

Der Begleiter Katharina's nahm die Leiter hinweg, hob das Paket auf, das ſie indeſſen auf die Erde gelegt hatte, nahm Paul bei der Hand, und ſie gingen nun alle dem Gehölze zu.

Zwanzigſtes Kapitel.

In dem Augenblicke, wo Paul und Katharina ſich mit ſchnellen Schritten aus der Nähe des Dorfes entfernten, ſtörte ein ſchrecklicher Traum die Ruhe Morel's. Es ſchien ihm, er befände ſich am Fuße des Blutgerüſtes, das ein zahlreicher Haufe von Männern und Frauen beſtieg, welche alle riefen: „Es lebe der König!" Die Köpfe aller dieſer Opfer fielen einer nach dem andern und häuften ſich um das Mordwerkzeug. Als die Hinrichtung vorüber war, begannen die Köpfe ſich zu bewegen, als wenn ein neuer Lebenshauch ſie erfüllt hätte. Mit offenen Augen und zuckendem Munde fingen ſie einen Rundtanz an, und jeder, wie er der Reihe nach an Morel vorüber kam, warf ihm Blicke zu, aus denen Zorn und Verachtung ſprachen, und ſpie ihm Klumpen ſchwarzen Blutes in's Geſicht.

Morel wollte fliehen, aber eine unſichtbare Gewalt hielt ihn am Platze feſt. Plötzlich ſtieß er einen Schrei aus, und dieſer Schrei weckte ihn auf. Ein kalter Schweiß bedeckte ihn; er glaubte, es ſei das Blut der Schlachtopfer, deren Hinrichtung er eben beigewohnt habe, und zitternd vor Schrecken ſprang er aus dem Bette. Die Lampe, die in ſeinem Zimmer brannte, ließ ihn erkennen, daß er geträumt habe, und er wollte ſich eben wieder niederlegen, als ihm Paul in's Gedächtniß kam. Er beſchloß nun, ſich ſelbſt zu überzeugen, ob die Leute, welchen Paul's

Bewachung übertragen worden war, an ihrem Poſten wären.

Wie groß war ſein Zorn, als er, bei der Kirche ankommend, die beiden Schildwachen in tiefem Schlafe fand. Er ſtieß ſie mit dem Fuße, und ging dann, ohne ihr Erwachen abzuwarten, auf die Thüre der Kirche zu. Er fand ſie verſchloſſen, allein dieß konnte ihn nicht beruhigen; er ging um die Kirche herum und blieb unter den Fenſtern der Sakriſtei ſtehen. Das Gras war an dieſer Stelle niedergetreten und mit Mörtelſtücken beſäet, die ſich erſt kürzlich von der Mauer abgelöst haben mußten.

Er ſtieß, heftig mit dem Fuße ſtampfend, einen gotteslaſterlichen Fluch aus und machte ſich in voller Wuth auf den Rückweg.

Die Wachen hielten ſich für verloren, als ſie ihn ſahen; aber, wie in Folge einer Verabredung, wagten ſie nicht zu geſtehen, daß ſie ſich von einer alten Frau hatten überliſten laſſen.

„Ihr haftet mir für den Gefangenen,“ rief er ihnen mit einem fürchterlichen Blicke zu; „gehet nun und holt mir die Schlüſſel zur Kirche.“

Die zwei Männer gehorchten. Morel riß ihnen die Schlüſſel aus den Händen; in ſeiner Begierde aber, die Thüre ſchnell offen zu ſehen, konnte er den Schlüſſel nicht umdrehen, und ſeine vergeblichen Anſtrengungen vermehrten ſeinen Zorn noch. Außer ſich vor Wuth nahm er Mathurin ſeine Flinte ab und ſchlug mit dem Kolben derſelben die Thüre ein. Er ſtürzte nun in die Kirche und, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß der Gefangene entflohen ſei, ergriff er das Seil der einzigen Glocke, die noch im Thurme hing und fing an, Sturm zu läuten.

Ein dumpfes Geräuſch erhob ſich in dem einige Augenblicke vorher noch ſo ruhigen Dorfe, und von allen Seiten ſah man die Bewohner, halb angekleidet, zuſammen laufen, um ſich nach der Urſache dieſes ungewöhnlichen Lärmens zu erkundigen. Morel kam endlich und machte ihnen die Flucht des Gefangenen kund.

Alles gerieth in Bewegung. Während die Einen in ihre Häuſer zurückkehrten, froh, daß, wie ſie befürchtet hatten, nicht Feuer im Dorfe ausgebrochen ſei, ſattelten die Andern ihre Pferde und eilten zu Morel, um ſeine Befehle in Empfang zu nehmen.

Morel befahl einen Streifzug in einem weiten Umkreiſe zur Verfolgung Paul's, an welchem er ſelbſt Theil nehmen wollte. Er ließ ſich daher ein Pferd bringen und wählte den Weg, der durch's Gehölze führte.

Um in ſeinen Bewegungen nicht gehindert zu ſein, wollte er, wie er ſagte, nur ſeinen Hund zur Begleitung mitnehmen; aber er hatte noch einen andern geheimen Beweggrund dazu: er hoffte, daß ihm die Regierung, wenn es ihm gelingen ſollte, den Flüchtling zu erreichen und zurückzubringen, zur Belohnung eine beſſere Stelle, als die eines einfachen Municipalbeamten verleihen werde.

Der Hund, als hätte er den Willen ſeines Herrn errathen, ſpähte zur Rechten und zur Linken mit einem Eifer umher, wie man ihn noch niemals bei ihm wahrgenommen hatte. In einer ziemlich großen Entfernung von ſeinem Herrn fand er auch wirklich Paul und ſeine Begleiterin, welche, durch die Sturmglocke belehrt, daß Paul's Flucht entdeckt ſei, ſich im Gebüſche verborgen hatten. Der Hund fing aus allen Kräften zu bellen an, indem er ſich bald den Flüchtlingen, bald der Richtung zuwandte, wo ſein Herr ſich befand, um dieſen gleichſam herbeizurufen.

Katharina zog vorſichtig ihr Meſſer, warf ſich auf den Hund und ſtieß ihm die ſcharfe Klinge in die Kehle, ohne daß er Zeit gefunden hätte, den Angriff abzuwehren, und ſogleich todt hinſank.

„Du wäreſt nun ſtumm,“ ſagte ſie, „aber wenn ich nicht irre, gehörſt du Morel an; er möge ſich hüten, daß ihm nicht Gleiches begegne.“

„O mein Gott!“ rief Paul, „was wird aus uns werden?“

„Fürchten Sie nichts, Gott iſt mit uns!“ war die Antwort Katharina's.

Man hörte nun deutlich die Tritte eines Pferdes, welches ſich ſo ſchnell näherte, als es die Dunkelheit geſtattete. Katharina empfahl Paul, auf dem Platze zu bleiben, ohne irgend ein Geräuſch zu machen, und ging Morel entgegen, einen Hohlweg verfolgend, der ſich längs der Straße hinzog.

Morel wurde ſie gewahr; er zog ſeine Piſtole und rief ihr zu:

„Stehe, oder Du biſt todt!“

Katharina ſelbſt hatte ſich aber bereits hinter einen Baum geflüchtet. Sie legte nun die Hand quer über den Mund und ſtieß einen ſo grellen und durchdringenden Schrei aus, daß das Pferd Morel's ſcheu wurde. Sein Reiter ſuchte vergebens, es zurückzuhalten; es bäumte ſich, kam dabei dem Rande des Hohlweges zu nahe und ſtürzte mit Morel in die Tiefe. Ein Baumzweig, auf den das Thier im Falle ſtieß, drang ihm durch das Auge bis in's Gehirn, — es war todt.

Morel lag betäubt unter dem Pferde. Als er wieder zu ſich kam, fühlte er, daß er halb unter der Laſt des Pferdes liege und ein Bein gebrochen habe. Er wollte das gebrochene Bein hervorziehen, vermochte es aber nicht.

Während er ſich ſo unter den heftigſten Schmerzen vergeblich bemühte, unter dem Körper des Pferdes hervorzukommen, und jede ſeiner Anſtrengungen mit einem Fluche begleitete, ſah er Katharina, welche, an dem Rande des Abgrundes ſtehend, ihn ruhig betrachtete. Morel glaubte, eine jener Frauen zu erblicken, die ihm erſt noch ſo kurz vorher im Traume erſchienen waren. Das blaſſe Licht des Mondes, das eben die Wolken zu durchbrechen begann, gab ihrem Geſichte in der That auch einen geiſterhaften Ausdruck. Die gute Frau empfand in dieſem Augenblicke gleichwohl tiefes Mitleiden mit dem Elenden, der ſie ſeinem Grolle aufgeopfert haben würde, wenn er gerade die Macht dazu gehabt hätte.

„Biſt Du verwundet, Morel?“ fragte ſie ihn, ohne ihren Platz zu verlaſſen.

„Ach! Du biſt's, Katharina!“ ſagte Morel.

„Bedarfſt Du meiner Hilfe?“

„Dumme Frage! Du ſiehſt ja doch, daß ich mich von dem Pferde da nicht befreien kann. Aber Du biſt nicht ſtark genug, mich hervorzuziehen.“

„Es befindet ſich Jemand in der Nähe, der mir hilfreiche Hand leiſten wird.“

Katharina entfernte ſich und kam mit Paul zurück.

Morel erkannte ſeinen Gefangenen und rief mit äußerſter Wuth:

„Was ſehe ich? — Du biſt es alſo, Unglückliche, die mir dieſen Streich geſpielt hat?“

„Ja, ich bin es; aber dein Zorn äußert ſich ſehr zur Unzeit. Sage: was würdeſt Du nun thun, wenn Du an der Stelle dieſes jungen Mannes wäreſt?“

Morel erwiderte nichts; aber das Bild des Todes ſchwebte ſo deutlich vor ſeinem Geiſte, daß ein kalter Schauer ſeine Glieder überlief. Er gab ſich auf's Neue vergebliche Mühe, ſich von der Laſt des Pferdes zu befreien, und bat am Ende, wie es die Feigen gewöhnlich zu machen pflegen, Katharina, ihm das Leben zu ſchenken.

„Es iſt nicht an mir,“ antwortete Katharina, „über dein Schickſal zu entſcheiden, ſondern an Paul, welchen Du auf das Blutgerüſte bringen wollteſt.“

Bei dieſen Worten hob ſie die Piſtole auf, die

Morel's Händen entfallen war und bot ſie dem jungen Manne. Dieſer nahm ſie und warf ſie in's Gebüſch.

Nun näherte er ſich Morel und ſagte zu ihm:

„Ihr wißt, daß Gott verbietet, Böſes mit Böſem zu vergelten. Ich wäre der Barmherzigkeit, die ich von ihm zu erlangen hoffe, unwürdig, wenn ich an Euch die Sünde rächen wollte, die Ihr gegen das Vertrauen und das Intereſſe des Marquis von Grandicourt begangen habt. Ich verzeihe Euch; möge Euch aber auch nur Gott verzeihen, deſſen Zorn Ihr ſo lange Trotz geboten habt.“

„Ich erwartete dieſe Antwort von Ihnen, Paul,“ ſagte Katharina; „ſie iſt Ihrer edlen und großen Seele würdig. Doch welche Bedingungen verbinden Sie mit Ihrer Verzeihung?“

„Ich ſtelle nur eine Bedingung: ich verlange, daß Morel mir ſage, wenn er es weiß, was aus den Koſtbarkeiten geworden iſt, die der Marquis im Park verborgen hatte.“

„Ich habe niemals etwas davon gewußt,“ antwortete Morel.

„In dieſer Beziehung ſagt er die Wahrheit,“ fügte Katharina bei, — „doch das iſt nicht genug. Erfahre nun auch, Morel, daß ich es war, welche, um Paul aus ſeinem Gefängniſſe zu befreien, ſeine Wächter einſchläferte, indem ich ihnen eine Zeitung vorlas, welche Verhandlungen der Nationalverſammlung enthielt; — ich will nun, daß Du einen Schwur ablegſt, jene armen Leute niemals und unter keinen

Umſtänden zu verfolgen und niemals irgend Jemanden die unſchuldige Liſt wiſſen zu laſſen, die ich in Anwendung gebracht habe.“

„Ich ſchwöre es.“

„Du haſt geſchworen; vergiß nun niemals, daß Dich eine fürchterliche Strafe treffen wird, wenn Du jemals deinen Schwur brechen ſollteſt. Ich bin nur eine arme Frau, die, wie man ſagt, ſich nicht einmal eines geſunden Verſtandes erfreut, aber alle Werkzeuge ſind gut in der Hand Gottes.“

Nachdem ſie dieſe Worte geſagt hatte, gab ſie Paul ein Zeichen, ſich zurückzuziehen, nahm einen ſtarken Baumaſt, der in der Nähe lag, und hob damit, ſich desſelben wie eines Hebels bedienend, den Körper des todten Pferdes ohne Aufwand vieler Mühe auf. Morel zog ſein gebrochenes Bein hervor; aber er war in einem Zuſtande, daß er ſich nicht aufrecht erhalten konnte. Katharina ſetzte ihn nun auf den Stamm eines abgehauenen Baumes, drohte ihm noch einmal mit dem Zorne des Himmels, wenn er ſich nicht beſſern würde und verließ ihn, um Paul zu folgen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Der Tag brach eben an, als Katharina und ihr junger Begleiter am Saume des Gehölzes ankamen. Katharina zeigte Paul ein Gebüſch, wo er ſich ohne Gefahr, entdeckt zu werden, verbergen konnte, und gab ihm das Paket, das ſie bisher immer unter dem Arme getragen hatte; ſie ſagte ihm nun, er möge ſich nun in den Anzug kleiden, den er darin finden werde, und entfernte ſich dann allein.

Nicht weit von dem Gebüſche, worin Paul verborgen war, begegnete ſie drei Männern, welche forſchend ihre Blicke nach allen Seiten richteten. Schnell entſchloſſen ging ſie auf die Männer zu und ſagte zu ihnen:

„Ich ſehe mit Vergnügen, meine Freunde, daß Ihr weder die Friſche der Nacht, noch irgend eine Mühe ſcheuet, wenn es ſich um das Wohl des Vaterlandes handelt. Ich habe meine Beine ebenfalls angeſtrengt, um den Flüchtling zu erhaſchen, aber ſie haben eben die frühere Kraft nicht mehr, und er iſt mir entſchlüpft.“

„Wer? Der Savoyard?“

„Ja, der Savoyard; ich habe ihn augenblicklich erkannt, als er bei mir vorüberſprang.“

„Und wo iſt er nun?“

„Hier im Gehölze. Wenn Ihr ihn aber erwiſchen wollt, dann dürft Ihr nicht unklug handeln, ſondern Ihr müßt ſchlau dabei zu Werke gehen. Wenn Einer von Euch den Weg zur Rechten, der Andere den zur Linken einſchlägt, der Dritte aber gerade aus geht, und Ihr ſo auf verſchiedenen Punkten in das Gehölze eindringet, dann ſchließet Ihr ihn ſo vollkommen ein, daß er Euch nicht entrinnen kann, und er müßte ſehr geſchickt ſein, dieſer Schlinge zu entgehen, ohne ſeine Federn darin zu laſſen.“

Durch die Miene von Treuherzigkeit getäuſcht, welche Katharina anzunehmen wußte, wenn es ſich um die Ausführung einer Liſt handelte, nahmen die drei Männer die Richtung, welche ſie ihnen bezeichnet hatte. Fünf Minuten nachher kehrte ſie ſelbſt in das Gehölz zurück. Paul war ſchon von Fuß bis zum Kopf in einen Bewohner des Landes umgewandelt, und um ihn noch unkenntlicher zu machen, rieb ihm Katharina die Wangen mit einer rothen Schminke ein, die ſie zu dieſem Zwecke mit ſich genommen hatte.

Als Paul über ſeine Umgeſtaltung ſich des Lachens nicht enthalten konnte, ſagte ſie, ſelbſtlachend, zu ihm:

„Dieſes Alles kommt Ihnen komiſch vor, Herr Paul; aber was wollen Sie? Man muß aus allem in der Welt eine Waffe machen, und ich glaube nicht, daß Ihnen Ihr Beichtvater jemals zum Vorwurfe machen wird, die Farbe Ihres Geſichtes einmal etwas erhöht zu haben. — Doch ſetzen Sie nun Ihren Weg bis zum nächſten Weiler allein fort, denn ich darf, um keinen Verdacht zu erregen, nicht mit Ihnen gehen.“

Nachdem Katharina Paul noch alle Anweiſungen gegeben hatte, deren er bedurfte, machte er ſich auf den Weg. Da der Fußpfad, den er verfolgte, wenig begangen wurde, begegnete er Niemanden und traf in dem Weiler ein, wo er Katharina erwarten ſollte.

Während er mit ſeinen Blicken die Hütte aufſuchte, die ihm Katharina als den Ort bezeichnet hatte, wo ſie ihn aufſuchen wolle, bemerkte er ein kleines Kind, das ſich ihm ſchüchtern näherte. „Sind Sie vielleicht Derjenige,“ ſagte das Kind zu ihm, „welcher ein Freund zu der Mutter Katharina iſt?“

„Ja, mein Kleiner, ich bin es.“

„Gott ſei gelobt! Sie ſind alſo der Gefahr glücklich entronnen.“

Bei dieſen Worten betrachtete das Kind Paul, als wollte es ſich überzeugen, ob er denn auch der Rechte wäre, nahm ihn dann bei der Hand und führte ihn in ein kleines Haus, das auf einer Anhöhe ſtand, an deren Fuß die Drome vorüberfloß.

„Hier iſt er, Mutter, hier iſt er!“ rief das Kind, die Thüre öffnend.

Als Paul in das Häuschen trat, näherte ſich ihm eine Frau. Sie wünſchte ihm Glück zu ſeiner Befreiung und führte ihn dann zu einem Tiſche, auf den ſie kaltes Fleiſch, einen Butterkuchen und Käſe ſtellte. Unſer Freund hatte beinahe ſeit zwei Tagen nichts mehr genoſſen und aß daher mit einem Appetit, welcher dem Kinde ſowohl, als ſeiner Mutter, welche ihn nicht genug betrachten konnten, große Freude machte.

Er hatte ſeine Mahlzeit noch nicht beendiget, als Katharina in's Zimmer trat. Sie näherte ſich dem jungen Manne, drückte ſeine Hand mit einer konvulſiviſchen Bewegung und fing an zu weinen.

„Mein Gott, Katharina,“ ſagte Paul unruhig, „was habt Ihr denn?“

„O laſſen Sie mich immerhin weinen! Dieſe Thränen ſind Thränen der Freude, und ſie thun mir um ſo wohler, je größer meine Angſt ſeit geſtern geweſen iſt. Ich muß Ihnen geſtehen, Paul, daß ich kaum mehr zu hoffen wagte. Ich war zwar entſchloſſen, ſelbſt das Unmögliche zu verſuchen, um Sie den Händen Ihrer Feinde zu entreißen, aber was konnte ich thun? Als ich ſah, daß Morel nahe daran war, Sie in ſeine Gewalt zu bekommen, da dachte ich nur an Ihre Rettung. Als ich ſein Pferd ſcheu machte, da wußte ich wohl, daß ich das Leben des Reiters in Gefahr ſetze; aber Gott hat es ihm erhalten, und Sie haben ſich keines Menſchen Unglück vorzuwerfen.“

Paul antwortete nicht auf dieſe Ergießung von Glück und Freude; ſeine Stirne war mit einer Wolke der Traurigkeit bedeckt, und er richtete ſeine Blicke düſter auf die freudige Miene ſeiner Befreierin. Katharina bat ihre Freundin, ſie mit dem jungen Menſchen allein zu laſſen.

„Lieber Paul,“ ſagte ſie hierauf, „was bedeutet Ihre Niedergeſchlagenheit? Anſtatt ſich über Ihre Befreiung zu freuen, ſind Sie traurig, als wenn Sie ſich in das Gefängniß zurückſehnten, aus welchem Sie eben erlöst worden ſind.“

„Liebe Katharina! die Dankbarkeit, die mein

Herz erfüllt, für alles, was Ihr an mir gethan habt, wird ſo lange währen als mein Leben; aber es iſt mir unmöglich, mich zu freuen. Ich war bereit, mein Leben zum Opfer zu bringen; der Tod hatte nichts Schreckhaftes für mich, und ich hätte ihn mit Ergebung erlitten, wenn ich den Zweck meiner Reiſe hätte erreichen können. Aber zu meinem Wohlthäter zurückzukehren, ohne ihm den Diamantenſchmuck ſeiner Gemahlin mitzubringen, den ich zu finden hoffte, — das iſt ein ſchrecklicher Gedanke für mich!“

„Kleingläubiger!“ erwiderte ihm Katharina, „glauben Sie, Gott ſei es weniger möglich, Sie einige verlorene Koſtbarkeiten wiederfinden zu laſſen, als Sie aus der Höhle der Wölfe zu befreien, die Sie ſchon verſchlingen wollten?“

Paul ſah Katharina mit großen Augen an; er wußte nicht, wie er ihre Worte deuten müſſe.

„Sie haben ohne Zweifel geglaubt, der Schatz ſei in die Hände der Feinde des Marquis von Grandicourt gefallen? — Sie haben ſich getäuſcht, denn er befindet ſich in meinen Händen.“

„Was ſaget Ihr, Katharina? Ihr gebt mir das Leben wieder; o ich bitte, erklärt Euch näher!“

„Faſſen Sie ſich und hören Sie mich an, junger Mann. Als ich eines Abends durch den Park ging, hörte ich Schritte hinter mir; ich verbarg mich und erkannte den Marquis, welcher, ein hölzernes Käſtchen unter dem Arme tragend, mit Vorſicht und ſich oft nach allen Seiten umſehend, ſeinen Weg fortſetzte. Als er an die Säule kam, grub er die Erde auf, legte das Käſtchen in das Loch, füllte dieſes wieder ſorgfältig mit Erde und entfernte ſich. Es war nicht ſchwer zu errathen, daß er irgend eine Koſtbarkeit vergraben habe, die er in Sicherheit wiſſen wollte, wenn ſein Schloß, wie man ſchon damals befürchten durfte, von den Empörern angegriffen und geplündert werden ſollte. Der Marquis reiste ab; ich glaubte, er habe ſeinen Schatz mitgenommen, und dachte zuletzt nicht mehr daran. Kurze Zeit darauf, nachdem das Beſitzthum des Marquis mit Beſchlag belegt worden war, ruhte ich einmal, durch den Park gehend, unweit der Säule aus und mein Blick fiel zufällig auf die Stelle, wo der Marquis damals das Käſtchen verborgen hatte. Es fiel mir auf, an derſelben keine Spur zu bemerken, daß die Erde erſt neuerdings wieder aufgewühlt worden ſei, und ich beſchloß, die Sache näher zu unterſuchen. In der darauffolgenden Nacht grub ich nach und fand das Käſtchen. Ich öffnete es, nahm die Kleinodien heraus und legte das hölzerne Käſtchen wieder in die Oeffnung, welche ich dann mit Erde bedeckte. Hier iſt das Etui, das ich herausgenommen habe, und in demſelben befinden ſich die Kleinodien."

Bei dieſen Worten zog Katharina das Etui aus der Taſche und gab es Paul. Dieſer hatte es kaum in den Händen, als er es mit dem Ausdrucke der lebhafteſten Freude an die Lippen drückte. Hierauf ergriff er die Hand Katharina's und küßte ſie voll

Ehrfurcht trotz des Sträubens der guten Frau, die ſich vergebens bemühte, die Hand zurückzuziehen.

„Nun,“ rief er mit freudeſtrahlender Miene aus, „nun kehre ich gerne zu meinem Wohlthäter zurück. Er hat keinen Mangel mehr zu befürchten, Kummer und Sorge werden ferne von ihm bleiben, und der Marquis wird neu aufleben. Meine gute Katharina, Ihr ſeid in der That eine zweite Vorſehung für uns!“

Paul ſtand auf und wollte ſogleich ſeine Zurückreiſe antreten, aber Katharina drückte ihn wieder auf ſeinen Sitz nieder und ſagte zu ihm:

„Sie vergeſſen, lieber Paul, daß Sie ſich noch nicht außerhalb der Grenzen Frankreichs befinden! Sie können nicht bei hellem Tage abreiſen, ſondern müſſen die Nacht erwarten. Uebrigens haben Sie auch einige Stunden der Ruhe nöthig: ein Bett ſteht für Sie bereit und Sie müſſen zu ſchlafen ſuchen. Ich bin ſelbſt ermüdet und könnte Sie nicht auf der Stelle begleiten.“

So groß auch die Ungeduld Paul's war, nach Savoyen zurückzukehren, die ihn zuletzt auch die ſo nöthigen Vorſichtsmaßregeln hätte vergeſſen laſſen, ſo gehorchte er doch mit der Gelehrigkeit eines Kindes und ließ ſich in die Kammer führen, wo er ein Lager von trockenen Blättern fand. Er legte ſich nieder und bald verſetzten ihn ſeine Träume in den Kreis ſeiner Freunde und in die Arme ſeiner Schweſter.

Sobald die Sonne untergegangen war, weckte Katharina den jungen Mann auf. Er erhob ſich, dankte der Frau des Hauſes für ihre Gaſtfreundlichkeit und trat freudig ſeinen Weg an. An ſeiner Seite ging Katharina, welche alle Fußpfade genau kannte, die ſie zu gehen hatten, und vertrieb ihm die von einer Nachtreiſe unzertrennliche Langeweile durch Erzählung aller Ereigniſſe, die ſich ſeit den zwei Jahren, ſeit welchen Paul von Grandicourt entfernt war, zugetragen hatten. Ihr Bruder Bernhard war auf das Verzeichniß der Verdächtigen geſetzt worden, und hatte deßwegen Grandicourt verlaſſen.

„Könnt Ihr mir nicht ſagen," fragte Paul, „woher die Gerüchte von Geſpenſtern kommen, die man im Park von Grandicourt geſehen haben will?"

„Ich ſelbſt," erwiderte Katharina, „habe mehrmals unheimliche Töne im Parke gehört; die Zeit wird lehren, ob dieſe ſonderbaren Erſcheinungen der Vermittlung Gottes oder menſchlicher Liſt zuzuſchreiben ſind."

Paul ſah wohl, daß Katharina mehr darüber wußte, als ſie ſagen wollte; doch er beſtand nicht darauf, das Geheimniß zu erfahren, und man ſprach von dem unglücklichen Marſenne und ſeinem Sohne, welch letzterer nach dem Tode ſeines Vaters verſchwand, ohne daß man wußte, wohin er gekommen wäre.

Im erſten Dorfe, welches die Flüchtigen erreichten, nahmen ſie einen Wagen und kamen endlich an der Grenze von Savoyen an, wo Katharina erklärte, daß ſie Paul nun verlaſſen wolle.

„Und warum wollt Ihr das?" fragte Paul überraſcht und betroffen. „Ihr wollt alſo nicht, daß

Euch der Herr Marquis für die Dienſte, die Ihr ihm geleiſtet, ſeinen Dank ausſpreche?“

„Lieber Paul,“ antwortete Katharina, „der Menſch iſt nicht immer Herr ſeiner Handlungen. Wenn Gott befiehlt, muß er gehorchen; er ruft mich nach Grandicourt, und ich kehre dahin zurück.“

„Und welches Geſchäft habt Ihr dort nach dem Willen Gottes zu erfüllen?“

„Die Zeit iſt noch nicht gekommen, Ihre Neugierde zu befriedigen; Sie werden einſt alles erfahren.“

„Ich will nicht weiter in Euch dringen; hoffentlich wird auch der Tag noch kommen, wo es dem Herrn Marquis vergönnt ſein wird, Euch alles zu vergelten, was Ihr an ihm und den Seinigen gethan habt.“

Nachdem Paul von ſeiner räthſelhaften Befreierin Abſchied genommen hatte, betrat er, das Herz von den ſüßeſten Empfindungen erfüllt, den Boden ſeines Vaterlandes.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Seit der Abreiſe Paul's befand ſich der Marquis auffallend beſſer. Er konnte wieder ausgehen und machte mit Clotilde und Marianne täglich einen kleinen Ausflug in die ſchöne Umgebung von St. Jean.

Als Marianne ſah, daß die Kräfte ihres Wohlthäters auf eine ſo erfreuliche Weiſe wieder zunahmen, konnte ſie dem Himmel nicht genug danken, daß er ihrem Bruder den Entſchluß eingegeben habe, ſich nach Grandicourt zu begeben. Sie ahnte damals nicht, daß Paul nahe daran war, ſeine muthvolle Hingebung mit dem Leben zu bezahlen.

Der Lieblingsſpaziergang des Marquis war immer der Weg, der nach Frankreich führte, wenn er ihn auch dieſem ſeinem theuern Vaterlande nur um höchſtens eine halbe Stunde näher brachte. Wenn er auf eine jener Höhen gelangte, auf denen man die Fußpfade ſehen konnte, welche, auf den Höhen fortlaufend, in die Dauphine führten, blieb er in einer Art von Entzücken ſtehen und athmete mit Luſt die vaterländiſche Luft ein. Wenn eine Wolke über ihm hinzog, die ſich nach Weſten richtete, folgte er ihr mit einem neidiſchen Blicke; ſeine Augen füllten ſich mit Thränen und er flehte den Himmel an, ſo vielen Unglücklichen, welche auf fremdem Boden ſeufzten, die Zeit ihrer Verbannung abzukürzen.

„Vater,“ ſagte eines Tages Clotilde, indem ſie ſeine Träumereien unterbrach, „ſehen Sie doch jenen Mann, der dort im Thale geht; ſollte man nicht glauben, er ſei ein Bauer aus unſerer Gegend? Wie ſchnell er geht! Jetzt fängt er gar an, zu laufen!“

Herr von Grandicourt, welcher ein kurzes Geſicht hatte, ſah den Mann nicht; da hörte man plötzlich einen hellen Schrei aus dem Thale herauf ertönen.

„Mein Gott!“ rief Marianne, „das iſt die Stimme meines Bruders.“

Die beiden Mädchen ließen den Marquis ſtehen und ſtürzten ſich mit größter Eile dem Ankömmling entgegen.

„Ich habe gefunden, ich habe gefunden!“ rief Paul, denn er war es wirklich, und blieb ſtehen, um Athem zu ſchöpfen, während ſeine Schweſter ihn in die Arme ſchloß.

„Wie Du Dich doch gekleidet haſt, lieber Paul,“ ſagte Clotilde und drückte ihm die Hand; „Du hätteſt bei mir vorübergehen können, und ich hätte Dich nicht erkannt. Iſt Dir auf deiner Reiſe kein Unglück begegnet?“

Ohne auf dieſe Frage zu antworten, fragte Paul Clotilde, wie es ihrem Vater gehe.

„Gott ſei Dank!“ ſagte ſie, „er befindet ſich jetzt viel beſſer. Sieh, dort oben erwartet er uns.“

„Alſo ſchnell zu ihm!“ rief Paul.

Als unſer Freund dem Marquis entgegenflog, öffnete dieſer ſeine Arme, und Paul ſank mit dem vollen Erguſſe kindlicher Liebe an die Bruſt ſeines väterlichen Wohlthäters.

„Gott hat Ihre Wünſche erhört,“ ſagte er zu ihm, „und ich bringe Ihnen die Kleinodien.“

„Aber Du haſt Gefahren dabei zu beſtehen gehabt,“ ſagte der Marquis, indem er den ſonderbaren Anzug Paul's betrachtete. „Warum haſt Du mich auch auf dieſe Weiſe verlaſſen, mein Kind?“

„Gott hat es gewollt. Was die Gefahren betrifft, — ſie ſind überſtanden!“

Sie ſetzten ſich nun auf einen Felſen und Paul erzählte ihnen die beſtandenen Abenteuer. Trotz ſeiner Beſcheidenheit erwähnte er doch auch das, was ihm ſelbſt zum Lobe gereichte, weil er von dem Gedanken durchdrungen war, er ſei nur das Werkzeug der Vorſehung geweſen, und dieſer allein gebühre der Ruhm des Gelingens.

„Mein armer Paul,“ ſagte der Marquis, „ich hätte dieſe Gefahren vorausſehen und Dich nicht durch Mittheilung meines Geheimniſſes veranlaſſen ſollen, ſich ihnen auszuſetzen.“

Paul wollte in ſeiner Verkleidung bei Tage nicht durch die Stadt gehen, und man erwartete daher die Nacht, um nach Hauſe zurückzukehren.

Aber indem Gott auf dieſe Weiſe nun einen Theil der Wünſche des Marquis erfüllt hatte, ſendete er ihm eine Prüfung, die ihn weit ſchmerzlicher traf, als dieſes der Verluſt der Kleinodien gethan hätte. Am Tage nach Paul's Zurückkunft kam Abbé Visconti wie gewöhnlich zu dem Marquis. Da er ſich von Paul erzählen laſſen wollte, was ihm auf ſeiner Reiſe begegnet ſei, ſo gab er dem Marquis die mitgebrachte Zeitung mit der Bemerkung, er habe ſie nur flüchtig durchgeſehen.

Der Marquis nahm das Blatt, verließ das

Zimmer, worin ſich der Abbé mit den jungen Leuten befand, und ging auf das ſeinige.

Als nach Verlauf einer halben Stunde der Marquis nicht zurückkehrte, begab ſich der Abbé auf deſſen Zimmer, um nach der Urſache ſeines Ausbleibens zu ſehen, und fand ſeinen Freund zu ſeinem größten Schrecken halb ohnmächtig und leichenblaß in ſeinem Lehnſtuhle liegen.

„Mein Gott, was iſt Ihnen, Herr Marquis?“ rief er, näher tretend.

Dieſe Worte riſſen den Marquis aus ſeiner Bewußtloſigkeit empor. Ohne ein Wort zu ſagen, reichte er dem Abbé die Zeitung hin und zeigte mit dem Finger auf folgende Stelle:

„Man ſchreibt uns aus Dieppe, daß die Gräfin von Cl . . . . . . in dem Augenblicke, wo ſie ſich nach England einſchiffen wollte, mit einem jungen Manne, den man für einen Verwandten von ihr hält, verhaftet worden iſt.“

„Ich begreife, daß Sie dieſe Nachricht ſchmerzlich berühren müſſe, aber ich glaube nicht, daß ſie, näher betrachtet, geeignet iſt, Ihnen Unruhe zu machen. Die Anfangsbuchſtaben, durch welche man die Gräfin bezeichnet, können noch vielen andern Namen angehören. Ich kenne mehrere Familien, deren Namen mit den nämlichen Buchſtaben beginnt. Uebrigens können Sie glauben, daß Ihr Sohn Sie ſo lange in Ungewißheit gelaſſen hätte? Wenn er erſt ſeit einigen Tagen verhaftet worden iſt, ſo war er doch vorher frei und konnte Ihnen daher auch Nachricht geben.“

Der Marquis ſchüttelte mit der Miene des Zweifels den Kopf; als er aber ſeine Tochter weinen ſah, bereute er, ihr durch ſeine Beſorgniſſe Kummer verurſacht zu haben, ehe er wußte, ob dieſe gegründet wären oder nicht. Er erhob die Augen zum Himmel, und ſagte, nachdem er ſich einen Augenblick geſammelt hatte:

„Meine Kinder, ich erkenne, daß meine Muthloſigkeit eine Undankbarkeit gegen die Vorſehung iſt, nachdem ſie mir ſchon ſo viele Beweiſe ihres Schutzes gegeben hat. Die Ungewißheit über das Schickſal meines Sohnes iſt mir zwar ſchmerzlich, aber Gott weiß es, wo er iſt, und er kann ihn beſchützen, wo er ſich auch immer befinden mag. Wir ſollen beten, aber mit dem Gebete auch Ergebung verbinden, dieſe erhabene Tugend, von welcher unſer göttlicher Meiſter uns ſo viele leuchtende Beiſpiele gegeben hat.“

Dieſe Betrachtungen, welche von der Tiefe und Kraft der Frömmigkeit des Marquis Zeugniß gaben, beruhigten nicht allein die Gemüther ſeiner Kinder, ſondern erfüllten ihn auch mit neuem Vertrauen auf die Vorſehung.

Einige Tage ſpäter bat der Marquis den Abbé Visconti, den Verkauf eines goldenen mit Diamanten beſetzten Halsſchmuckes zu beſorgen, welchen er von den Kleinodien ſeiner Gemahlin dazu beſtimmt hatte. Der Abbé begab ſich in Folge dieſes Auftrages mit Paul nach Chambery und wandte ſich deßhalb an einen Juwelier, den er gut kannte. Der Verkauf des Halsſchmuckes kam zwar nicht zu Stande, aber der Juwelier nahm es als Pfand an und bezahlte dem Abbé die Summe von zwanzigtauſend Franken, drei viertel Theile des Werthes nämlich, aus.

Abbé Visconti wollte mit dem Gelde nach St. Jean zurückkehren, als Paul ihn um die Erlaubniß bat, zurückbleiben zu dürfen.

„Indem ich Sie bat, Herr Abbé,“ ſagte er, „mich nach Chambery mitzunehmen, geſchah es nur, um deſto leichter einen Entſchluß auszuführen, den ich am Tage meiner Zurückkunft von Grandicourt gefaßt habe.“

„Du haſt gewiß Luſt, wieder einen Ausflug zu machen,“ ſagte der Abbé lächelnd.

„So iſt es, Herr Abbé; ich will nach Paris gehen und zu erfahren ſuchen, was aus Heinrich und ſeiner Tante geworden iſt.“

„Du willſt eine Thorheit begehen, Paul. Glaubſt Du denn, in einer ſo großen und volkreichen Stadt, wie Paris, einen Menſchen aufzufinden, der ängſtlich beſorgt ſein muß, verborgen zu bleiben?“

„Eine geheime Stimme ſagt mir, daß ich meinen Zweck erreichen werde. Glauben Sie mir, der Marquis entdeckt uns nicht, was er leidet, um uns nicht zu betrüben; aber ſein Herz blutet, wenn er an ſeinen Sohn denkt, und ich verſprach meiner Mutter auf ihrem Sterbebette, alle Sorgen meines Wohlthäters mit ihm zu theilen. Die Dankbarkeit, die ich ihm ſchuldig bin, fordert mich auf, ihn von dieſen Sorgen zu befreien, und zwar um ſo mehr, da es in meiner Macht liegt.“

„Ich ſehe wohl, daß man unmöglich Recht haben kann, wenn man nicht deiner Meinung iſt. Gehe alſo, mein Sohn, wohin Dich dieſe geheime Stimme ruft, welche keine andere als die des Himmels ſein kann, und Gott wird abermals mit Dir ſein. Indem Du aber auf den göttlichen Schutz rechneſt, darfſt Du deßwegen doch nicht unterlaſſen, alle Vorſichtsmaßregeln zu treffen, welche die menſchliche Klugheit gebietet. Du kannſt die Reiſe nach Paris nicht auf die nämliche Weiſe machen, wie Du jene nach Valence machteſt. Du bedarfſt Papiere und Geld, und man muß für Beides Sorge tragen.“

Abbé Visconti führte den jungen Mann ſogleich zur Municipalität und verlangte für ihn einen Paß nach Paris.

„Und nach Dieppe,“ ſagte Paul.

„Ja, und nach Dieppe; ich habe nicht mehr daran gedacht.“

Da Visconti bei der Behörde bekannt war, ſo machte ſie keine Schwierigkeit und ſtellte Paul den verlangten Paß aus.

Im Augenblicke des Scheidens umarmte Paul den Abbé und ſagte zu ihm:

„Ich weiß, daß Marianne meinen Entſchluß billigen wird, nicht aber der Marquis und ſeine Tochter. Sie werden es nicht gut aufnehmen, daß ich ſie verlaſſe, ohne ihnen vorher davon geſagt zu haben; ſagen Sie ihnen daher —“

Paul konnte nicht vollenden, ſo tief war ſeine Rührung. Er drückte noch einmal die Hand des Abbé, der gleichfalls vor Rührung nicht ſprechen konnte; dann ſchieden ſie ſtumm von einander, und Paul beſtieg den Wagen, der ihn nach Lyon bringen ſollte.

Abbé Visconti kehrte am andern Tage nach St. Jean zurück. Als er am nächſten Tage zu ſeinem Freunde kam, konnte er anfangs kein Wort ſprechen.

„Wo iſt denn Paul?“ fragte Clotilde mit einem Blicke, aus welchem die höchſte Angſt ſprach.

„Unſer Engel iſt noch einmal ausgeflogen.“

„Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte Herr von Grandicourt ganz erſtaunt.

„Ich glaube Aufklärung geben zu können,“ ſagte Marianne. „Ich ſehe, daß es dem Herrn Abbé Visconti zu viele Anſtrengung koſtet, zu ſprechen, alſo will ich es thun. Mein Bruder iſt nach Frankreich abgereist, um nach Heinrich zu forſchen; das iſt das Geheimniß.“

Abbé Visconti gab durch ein Nicken des Kopfes zu erkennen, daß Marianne die Wahrheit geſprochen habe.

„Aber warum haben Sie ihn abreiſen laſſen?“ ſagte der Marquis im Tone eines ſanften Vorwurfes.

„Wenn Gott befiehlt,“ antwortete Visconti, „dann muß der Menſch gehorchen.“

„Unſer Freund ſcheint Sie mit ſeinem Enthuſiasmus angeſteckt zu haben.“

„Das nicht; aber ich bin überzeugt, daß er nach einer himmliſchen Eingebung handelt. Was denkſt Du darüber, Marianne?“

„Ich denke, daß Sie recht haben, Herr Abbé,“ antwortete Marianne ruhig und kalt.

Und Marianne vereinigte nun ihre Bemühungen mit denen des Abbé, die Beſorgniſſe ihres Wohlthäters um Paul's Schickſal zu beſeitigen.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Als Paul nach Lyon kam, entſetzte ihn die ſchreckliche Strafe, welche die Regierung gegen dieſe Stadt wegen ihrer Anhänglichkeit an die Sache der Religion und Monarchie verfügt hatte. Ohne Befeſtigungen, ohne Armee hatte Lyon eine Belagerung von zwei Monaten gegen die Truppen des Convents ausgehalten, bis es ſich endlich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte.

Nach kurzem Aufenthalte in Lyon reiste Paul nach Paris ab. Auf jeder Station beinahe mußte er Zeuge der grauſamſten und empörendſten Scenen ſein; an vielen Orten war die Guillotine auf dem öffentlichen Platze in beſtändiger Thätigkeit. Hier ſah man gotteslaͤſteriſche Aufzüge, oder Männer und

Frauen in prieſterlichen Ornaten, die man aus den Kirchen geraubt hatte, die erhabenen Ceremonien der Religion in gotteslästeriſchem Spotte nachahmen; dort, wie ein raſender Haufe um den Freiheitsbaum wilde Tänze aufführte; in einiger Entfernung hörte man das Geſchrei der Verzweiflung oder die Klage der Opfer, die man aus ihrem Gefängniſſe riß, um ſie auf das Blutgerüſt zu führen.

Paul war kaum in Paris angekommen, als er ſich ſogleich nach der Wohnung des Abbé Fenelon erkundigte, an welchen ihm Visconti einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. Dieſer Mann, mit dem berühmten Verfaſſer des Telemach verwandt, war Almoſenier der Gemahlin Ludwig XV. geweſen. Nach dem Tode dieſer Fürſtin zog er ſich in ſeine Priorei St. Saturnin, in der Diöceſe Autun, zurück, wo er ſich bald durch ſeine Tugenden auszeichnete. Unerwartete Umſtände hatten ihn damals nach Paris gerufen.

Während Paul die Straßen von Paris durchſchritt, um den Abbé aufzuſuchen, kam er bei der Kirche Notre Dame vorüber. Eine zahlreiche Menge drängte ſich unter der Thüre des Tempels. Von der Neugierde angetrieben, miſchte ſich Paul in das Gedränge und gelangte endlich in das Innere. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er in dem heiligen Gewölbe ſtatt frommer Hymnen republikaniſche Lieder ſingen hörte. Er ſah zwar noch nichts, aber er errieth einen Theil der Wahrheit. Von einem unbeſchreiblichen Entſetzen ergriffen, wollte er ſich entfernen, als er von einem Manne am Arme ergriffen wurde.

„Ei,“ ſagte der Mann, „was haſt Du? Du wirſt blaß, — man ſollte meinen, das Feſt ſei nicht nach deinem Geſchmacke.“

„Ich kenne den Zweck desſelben nicht,“ antwortete Paul; „ich komme dieſen Augenblick aus der Provinz an.“

„Wie, Du weißt noch nicht, daß das franzöſiſche Volk keine andere Gottheit mehr anerkennt, als die Vernunft? Heute wird zum erſtenmale ein Feſt zu ihrer Ehre gefeiert.“

Paul verſuchte, ſich zu entfernen, aber der Ausgang war verboten. Er war alſo gezwungen, zu bleiben, und mußte Zeuge von allen den Schändlichkeiten ſein, welche in dem entweihten Hauſe Gottes verübt wurden.

Als er endlich den Tempel verlaſſen konnte, ſuchte er eine einſame, abgelegene Straße auf; ſeine Seele war tief erſchüttert von dem, was er eben geſehen, und er bedurfte der Erholung. Er ſetzte ſich auf einen Eckſtein nieder und den Kopf auf die Hände geſtützt, blieb er einige Zeit lang in ſchmerzliches Nachdenken vertieft ſitzen.

Als er die Blicke erhob, ſah er einen kleinen Kaminkehrer vor ſich ſtehen, der ihn aufmerkſam betrachtete.

„Ich bitte um einen Sou, lieber Herr!“ ſagte er, indem er ſein Mützchen vom Kopfe nahm.

Paul ſtand ſchnell auf, legte ſeinen Arm um den Hals ſeines kleinen Landsmannes und ſagte zu ihm:

„Mein kleiner Freund, ich will Dir mehr als einen Sou geben, wenn Du mich zu dem Abbé Fenelon, dem Vater der Savoyarden, führen willſt.“

„O recht gerne, kommen Sie nur mit mir, ich will Sie zu ihm geleiten.“

Paul folgte ſeinem Führer und befand ſich bald vor dem Hauſe, das er ſuchte; aber kaum hatte ihm der kleine Kaminfeger es gezeigt, als er ſich entfernen wollte.

„Du willſt fort?“ ſagte Paul; „ich habe Dir aber ja noch nichts gegeben.“

„Der Herr Abbé will nicht, daß wir in den Straßen etwas verlangen.“

„Nimm immer, kleiner Freund, es iſt kein Almoſen, das ich Dir gebe, ſondern es iſt die Bezahlung, die Du als Wegweiſer von mir verdient haſt.“

Damit legte Paul einen Thaler in die Hand des Knaben.

„Gott vergelte es Ihnen, mein guter Herr,“ rief das Kind, über die reichliche Gabe erfreut, und entfernte ſich mit freudigen Sprüngen.

Bei dem Abbé Fenelon eingeführt, überreichte ihm Paul einen Brief des Abbé Visconti.

Nachdem dieſer ihn geleſen, ſagte er zu Paul:

„Ich bedauere, mein lieber junger Freund, Ihnen nichts über Frau von Clairval ſagen zu können, obwohl ich die Frau Gräfin perſönlich zu kennen die Ehre habe, denn ſie war die Hauptſtütze meines kleinen

Savoyarden-Inſtituts; ich glaube, ſie hat ſeit lange Frankreich verlaſſen und ſich nach England begeben. Die arme Frau hat viel zu leiden gehabt, ſie, die immer ſo fromm und barmherzig geweſen iſt! Aber die ſchönſten Tugenden, ſogar die erhabenſte von allen, die chriſtliche Liebe, gewähren keinen Schutz vor der Wuth der Revolutionsmänner. Das ſind die Früchte jener ſogenannten Philoſophie, welche die Schöngeiſter in die Mode gebracht haben. Sie vermutheten nicht, daß das Volk, in ihre Geheimniſſe eingeweiht, die empfangenen Lehren in's Werk ſetzen und wie ein wildes Thier, das ſich ſeiner Feſſeln entledigt fühlt, alles angreifen werde, was die Geſellſchaft Heiliges und Edles beſitzt. In der Blindheit ihres Geiſtes glaubten ſie, ungeſtraft mit dem Feuer ſpielen zu können, welches der Hauch der Gottloſigkeit angefacht hat, — ſie ſind nun ſelbſt von ihm verzehrt worden."

Der fromme Greis hielt inne; Thränen floſſen über ſeine Wangen herab; Paul theilte ſeinen Schmerz und weinte mit ihm.

„O mein Sohn!" rief der fromme Mann, „wenn Gott dem unglücklichen Frankreich jemals den Frieden wieder gibt, und wenn Sie jemals Anſehen unter Ihres Gleichen gewinnen, — lehren Sie ſie die Religion achten und lieben. Meine Zeit iſt vorüber, bald werde ich nicht mehr ſein; Sie aber ſind noch jung, und Sie wiſſen nicht, wozu Sie Gott beſtimmt hat."

Das Vorgefühl, welches Abbé Fenelon von

ſeinem nahen Ende hatte, ging bald in Erfüllung: Kurze Zeit darauf wurde er verhaftet und in das Gefängniß gebracht. Vergebens verlangten die Savoyarden ihren Vater zurück, Fenelon ward, achtzig Jahre alt, zum Tode verurtheilt. Während er mit mehreren anderen Todesgenoſſen zum Blutgerüſte geführt wurde, ſprach er ſeinen Schickſalsgefährten fortwährend Troſt zu. Am Hinrichtungsplatze angekommen, gab er ihnen die Abſolution, und man ſah, daß der Henker ſelbſt, von einer unfreiwilligen Verehrung erfüllt, ſich vor dem heiligen Prieſter neigte, als wenn er von ihm von dem Verbrechen losgeſprochen zu werden wünſchte, deſſen Werkzeug er war. *)

Beim Abſchiede ſagte Abbé Fenelon zu Paul, ihn umarmend:

„Ich werde Gott bitten, daß er Sie, mein lieber Freund, in den Stand ſetze, die Unruhe Ihres Wohlthäters zu heben.“

Am nächſtfolgenden Tage reiste Paul nach Dieppe ab; es drängte ihn, dieſe Atmosphäre voll Verbrechen zu verlaſſen, welche auf der Hauptſtadt laſtete. Aber der Himmel über ihm war verſchleiert wie ſeine Seele, und er fand auch in dem Anblick der Landſchaft, über die ſchon der Herbſtwind wehte, den Troſt nicht, den ſeine Seele bedurfte. Die abſcheulichen Ceremonien in der Kirche Notre Dame ſchwebten immer vor ſeinem Geiſte, und er glaubte immer,

---

*) Hiſtoriſch.

die entheiligenden und ausgelaſſenen Geſänge zu hören, welche die Einweihung dieſer Kirche in den Tempel der Vernunft begleitet hatten.

In Dieppe angelangt war ſeine erſte Sorge, ſich auf indirektem Wege nach dem Schickſal der Gräfin zu erkundigen.

Während er, im Nachdenken über die Ausführung ſeines Entſchluſſes begriffen, am Geſtade auf- und niederſchritt, näherte ſich ihm ein Mann, deſſen einfacher Anzug den Arbeiter verkündete. Sein Geſicht war beinahe ganz von einer Maſſe langer Haare bedeckt, die ihm bis auf die Schultern herabhingen.

„Ei, junger Mann,“ ſagte der Unbekannte zu Paul, „Sie befinden ſich weit von Ihrer Heimath entfernt. Was macht der Marquis von Grandicourt?“

Paul ſah den Fremden verwundert an und fragte: „Welcher Marquis?“

„Nun, der Marquis von Grandicourt!“

Paul war wie vom Himmel gefallen; er betrachtete ſtillſchweigend den fremden Mann, während dieſer lachte und ſich an Paul's Verlegenheit zu ergötzen ſchien.

„Sie erkennen mich alſo wirklich nicht? Betrachten Sie mich doch einmal näher!“

Er ſtrich ſich nun die Haare aus dem Geſichte und Paul rief voll Erſtaunen:

„Wie, ſehe ich recht? Bernhard, wie kommen Sie hieher?“

„Und warum ſollte ich nicht eben ſo gut, wie

Sie, hier ſein können?“ erwiderte der Bruder Katharina's, indem er die Hand, die ihm Paul geboten, herzlich drückte. „Doch ich will Sie nicht lange in Zweifel laſſen. Meine Schweſter fand keine Ruhe mehr, als Sie von Ihnen erfuhr, daß der Marquis über das Schickſal ſeines Sohnes in Ungewißheit ſei, und ſie ſchrieb mir daher, ich möchte den Aufenthalt desſelben auszukundſchaften ſuchen. Ich ſäumte keinen Augenblick, übergab die Kinder meiner Schweſter treuen Händen und befinde mich nun ſeit vorgeſtern hier. Ein engliſches Schiff — doch ſehen Sie: der Mann, der da nun ſchon zum zweiten Male an uns vorübergeht, beobachtet uns mit ſcharfem Blick, er iſt gewiß ein Polizeiſpion, und wir müſſen uns daher trennen. Finden Sie ſich morgen früh um fünf Uhr hier ein; ich muß dieſen Abend noch Erkundigungen einziehen.“

Paul hätte gerne noch mehr erfahren, aber Bernhard hatte ihm ſchon den Rücken gekehrt und entfernte ſich mit großen Schritten, indem er eine der Stadt entgegengeſetzte Richtung einſchlug. Er kehrte in ſein Gaſthaus zurück, bei ſich die wunderbare Fügung der Vorſehung bewundernd, welche ihm in dem Augenblicke, wo er glaubte, in einer ſo wichtigen Angelegenheit auf ſeine eigene Thätigkeit beſchränkt zu ſein, in Bernhard einen Freund und erfahrenen Helfer ſandte.

Da er fürchtete, er möge, in dem Gaſthauſe wohnend, verhindert werden, zur feſtgeſetzten Zeit mit Bernhard zuſammenzutreffen, faßte er den Entſchluß, die Nacht nicht im Hauſe zuzubringen. Er verließ dasſelbe daher und ging, um ſich hinter einem verfallenen Gemäuer zu verbergen, das er unweit der Küſte bemerkt hatte.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Das Gebäude, welches Paul zu ſeinem Verſtecke gewählt hatte, war ein ſchon ſeit lange verlaſſenes Bauernhaus. Das Dach war eingeſtürzt, und es hatte ſich nur noch ein kleines, gewölbtes Gemach erhalten, in welchem ſich bisweilen Schleichhändler verbargen.

In dieſem Gemache ſuchte Paul Zuflucht. Er ſetzte ſich auf eine ſteinerne Bank und verfiel, nachdem er ſein Gebet verrichtet hatte, in jenen Zuſtand von Unempfindlichkeit und Mattigkeit, in welchen das Bedürfniß des Schlafes im Kampfe mit dem Beſtreben, wach zu bleiben, den Menſchen zu verſetzen pflegt.

Vier Uhr ſchlug's. Paul ſtand auf, dehnte ſeine durch die Kälte erſtarrten Glieder und rüſtete ſich zum Fortgehen. Nachdem er ſich noch einmal dem Schutze des Himmels empfohlen hatte, nahm er ſein kleines Felleiſen, in welchem ſich ſeine Wäſche befand, und ging vorſichtig der Küſte zu, wo er am Abende vorher Bernhard gefunden hatte. Kurz nachher traf dieſer auch ein, nahm Paul beim Arm und führte ihn mit ſich fort.

„Ich habe wohl nicht nöthig,“ ſagte Bernhard, „Ihnen das tiefſte Stillſchweigen anzuempfehlen; wir werden Zeit genug haben, zu plaudern, wenn wir jenſeits des Kanals angekommen ſind.“

Paul folgte ſeinem Führer mit kindlichem Vertrauen. Nachdem ſie einen Weg von einer halben Stunde zurückgelegt hatten, ſtiegen ſie in einen Hohlweg hinab, der ſich bis zur Küſte des Meeres hinzog.

„Hier wollen wir das Schiff erwarten,“ ſagte Bernhard, „das uns an Bord der „Marie-Anna“ bringen ſoll. Dieſes Fahrzeug kreuzt ſchon ſeit drei Tagen an dieſen Küſten, um Geächtete aufzunehmen, die das Glück gehabt haben, zu entkommen.“

Paul ſah ſich nach allen Seiten um; ein unerklärbares Gefühl von Furcht und Angſt hatte ſich ſeiner bemächtigt. Sein Begleiter bemerkte das.

„Was fürchten Sie?“ fragte er ihn. „In einer Stunde werden wir uns außer aller Gefahr befinden.“

„Glauben Sie dieß wirklich, Bernhard? Ich für meinen Theil befürchte das Gegentheil. Man hat mich verſichert, daß die Küſtenwächter häufig in dieſer Gegend herumſtreifen. Erſt geſtern, ſagte man mir, haben ſie einen Royaliſten in dem Augenblicke ergriffen, in welchem er die Barke beſteigen wollte, in der er ſich zu retten gehofft hatte.“

„Das iſt wahr, aber viele Andere ſind glücklich entkommen, und wir können eben ſo glücklich ſein. Glauben Sie denn, daß Gott uns zu gleicher Zeit und in der nämlichen Abſicht hier zuſammengeführt hat, um uns dann den Königsmördern in die Hände zu liefern? Nein, ich habe eine beſſere Hoffnung, als Sie, und der Erfolg wird lehren, daß meine Hoffnung gegründet war. Sehen Sie, wie dicht der Nebel iſt; man kann nichts auf zwei Schritte vor ſich erkennen, und zudem bricht der Tag an.“

„Wenn die Gefahr nur mich anginge, würde ich nicht ſo beſorgt ſein; aber das Leben eines Mannes auf's Spiel zu ſetzen, welcher vielleicht eine zahlreiche Familie zu ernähren hat —“

„O was das betrifft, da können Sie ruhig ſein. Ferrand, ſo heißt unſer Schiffer, iſt nicht in dieſem Falle; er hat weder Weib noch Kind. Uebrigens iſt dieſes nicht das erſte Mal, daß er ſich in Gefahr begibt; er trotzt ihr nicht des Gewinnes wegen, ſondern von einem edlen Gefühle von Menſchlichkeit und Anhänglichkeit an die Sache des Königthumes geleitet.“

Dieſe Bemerkungen beruhigten Paul nicht ganz; er blieb nachdenkend und in ſich gekehrt, und Bernhard achtete ſein Stillſchweigen.

Aber bald kam die Reihe an Bernhard, unverkennbare Zeichen von Unruhe zu geben.

„Ich weiß nicht, was das bedeutet,“ ſagte er, „die feſtgeſetzte Zeit iſt vorüber und Ferrand kommt nicht. Vielleicht iſt der Zuſtand des Meeres an dieſer Zögerung ſchuld, denn es iſt gar veränderlich, und der geringſte Wechſel des Windes reicht hin, die Pläne der erfahrenſten Piloten zu ſtören.“

„Das iſt wohl nicht die Urſache,“ entgegnete Paul, „das Meer iſt ruhig, und es muß ein anderes Hinderniß eingetreten ſein.“

Bernhard wußte nichts zu erwidern und eine neue Pauſe trat ein. Die Blicke auf die Wellen des Meeres gerichtet, welche in den Hohlweg ſchlugen, ſchien Paul die gefährliche Lage, in welcher ſie ſich befanden, ganz vergeſſen zu haben; aber es ſchien nur ſo; denn im Innern fühlte er die tödtlichſte Angſt, ohne daß er ſich jedoch der Urſache derſelben bewußt war.

„Herr Paul,“ ſagte nun Bernhard, „wir können nicht immer hier bleiben, die Küſtenwächter kommen oft in dieſe Gegend und wir würden gefangen werden wie die Vögel im Netze. — Aber — hören Sie nichts?“

Sie horchten aufmerkſam und vernahmen von Dieppe her ein ungewöhnliches Geräuſch.

Der Morgenwind hatte inzwiſchen den Nebel dem Meere zugetrieben. Bernhard erkletterte einen Felſen, von welchem aus er die Gegend bis zur Stadt überſchauen konnte, und ſah zu ſeinem Entſetzen, daß ein großer Haufen Leute, an deſſen Spitze ſich einige Soldaten und ein Mann mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet befanden, dem Hohlwege zueilte.

„Der Spitzbube Ferrand hat uns verrathen,“ rief Bernhard aus, indem er ſchnell den Felſen verlaſſen wollte. Unglücklicherweiſe that er aber einen Fehltritt und fiel. Als er wieder aufſtehen wollte, fühlte er, daß er ſich den Fuß verſtaucht habe, und er konnte nur mit großer Anſtrengung die Stelle erreichen, wo ſich Paul befand.

„Retten Sie ſich,“ rief er ihm ängſtlich zu, „wir ſind entdeckt.“

„Ich ſoll mich retten,“ erwiderte Paul, „und Sie hier zurücklaſſen? Nein, das thue ich nicht.“

Nachdem er dieſes geſagt hatte, nahm er ſeinen Platz wieder ein, den er nur verlaſſen hatte, um Bernhard hilfreiche Hand zu bieten.

„Um des Himmels willen fliehen Sie und überlaſſen Sie mich meinem Schickſale.“

„Nein, Bernhard, wir wollen miteinander ſterben. Uebrigens halte ich es auch für beſſer, den Kopf unter der Guillotine zu verlieren, als niedergehauen zu werden, und letzteres ſteht mir bevor, wenn ich zu fliehen verſuche.“

„Mein Gott, mein Gott!“ rief Bernhard, die Hände ringend, aus, „komm uns zu Hilfe; denn nur Du vermagſt uns zu retten.“

Inzwiſchen wurde das Geſchrei der ſich nähernden Leute immer vernehmbarer. In der Tiefe des Hohlweges verborgen, erwarteten unſere beiden Freunde, was Gott über ſie entſcheiden werde, als ſie plötzlich eine Stimme hörten, die ihnen zurief:

„Seid Ihr da? Kommt ſchnell hieher!“

Bernhard blickte auf — es war Ferrand.

„O,“ rief Paul, indem er auf ſeinen Begleiter deutete, „er hat einen ſchweren Fall gethan und kann nicht auf den Füßen ſtehen.“

Ferrand ſprang nun in den Hohlweg, nahm Bernhard auf die Arme und trug ihn ſchleunigſt den Felſen hinauf. Paul folgte ihm und in der nächſten Minute befanden ſie ſich an dem Orte, wo das Schiff ihrer harrte.

Schnell beſtiegen ſie es, Ferrand legte ſeine Laſt nieder, und nach dem Ruder greifend, ſtieß er das Schiff vom Geſtade.

Aber in dem nämlichen Augenblicke kam auch der Beamte des Wohlfahrts-Ausſchuſſes an. Die Menge, die ihn begleitet, ſieht ſich ihre Beute entriſſen und verdoppelt ihr Geſchrei; aber Ferrand bewegt das Ruder mit aller Kraft und die Barke entfernt ſich immer mehr von der Küſte. Ohne auf weitern Befehl zu achten, geben die Soldaten Feuer auf die Flüchtlinge, eine Kugel trifft Ferrand in die Schulter und er ſtürzt von der Bank herab.

Paul ſtürzt ſich auf ihn, um ihm Beiſtand zu leiſten, aber der unerſchrockene Seemann lehnte ihn mit der Verſicherung ab, daß die Sache nichts zu bedeuten habe. Dann wandte er ſich an Bernhard und ſagte zu ihm:

„Ergreift das Ruder und arbeitet feſt!“

Bernhard nahm den Platz des Schiffers ein und ruderte mit ſolcher Anſtrengung, daß das Schiffchen ſich bald außerhalb der Tragweite der Flinten befand.

„Nun zieht das Segel auf,“ fuhr Ferrand, zu

Paul gewendet, fort — „ſo! — Befeſtiget nun die beiden Enden des Seiles an den Hacken am Rande des Schiffes — gut! — Setzt Euch an's Steuer-Ruder, um das Schiff in dieſer Richtung zu erhalten, und überlaßt das Uebrige dem Winde.“

Paul gehorchte, ohne zu wiſſen, was er thue; heiße Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, während er ſie auf Ferrand gerichtet hatte. Dieſer ſagte endlich:

„Betrüben Sie ſich nicht, junger Mann, Ihr Schmerz vermehrt den meinigen nur noch; ich will ſterben, wie es einem Seemanne geziemt.“

„Sterben!“ rief Paul ſchmerzlich aus; „mein Vorgefühl hat mich alſo nicht getäuſcht!

„Aber,“ erwiderte Ferrand, „iſt ein Seemann nicht alle Tage der Gefahr ausgeſetzt, das Leben zu verlieren? Ob ich nun von einer Kugel getödtet werde, oder in den Wellen meinen Tod finde, das kömmt auf Eines heraus. Ich beklage mich nicht über mein Loos, denn ich hege das Vertrauen, daß Gott mir für das Gute, das ich ſeinen Dienern zu leiſten Gelegenheit gehabt, ſeine Barmherzigkeit wird angedeihen laſſen. Ich habe ſchon über fünfzig Menſchen das Leben gerettet, welche ohne mich das Verbrechen, welches ſie in den Augen der Regierung durch ihre Liebe für Gott und den König begangen haben, auf dem Blutgerüſte hätten büßen müſſen.“

„Sprecht weniger, mein Freund,“ ſagte Bernhard, indem er ſein Ruder ruhen ließ und vergeblich das Blut zu ſtillen ſuchte, welches aus der

Wunde des Seemanns floß, „Ihr könnt noch gerettet werden.“

„Nein, nein! euere Mühe iſt vergeblich. Nehmt euer Ruder wieder zur Hand und fahret fort, zu arbeiten; was mich betrifft, ſo fühle ich, daß es mit mir zu Ende geht.“

Nachdem der Verwundete dieſe Worte geſprochen hatte, ſchloß er die Augen und fing zu beten an. Bald wurde ſein Athemholen ſchwerer, ſeine Glieder wurden kalt und ſeine bleichen Lippen ſchloſſen ſich krampfhaft. Noch einmal öffnete er die Augen und ſagte:

„Mein Gott, nimm gnädig meine Seele auf, und komm deinen Dienern zu Hilfe.“

Dieß waren ſeine letzten Worte; einen Augenblick darauf hatte er aufgehört, zu leben.

„Der Himmel verzeihe uns!“ ſagte Paul, „denn wir ſind die Urſache ſeines Todes;“ und dabei das Steuerruder verlaſſend verbarg er das Geſicht in ſeine Hände und ſeine Thränen floſſen.

Bernhard war nicht weniger gerührt. Als er auf die lebloſen Ueberreſte des Mannes blickte, der ſein Leben geopfert, um das ihrige zu erhalten, vergaß er wie Paul die Gefahren, von welchen ſie auf allen Seiten umgeben waren. Mit gefalteten Händen, in der Stellung eines Menſchen, welcher ſich der Troſtloſigkeit hingibt, konnte er ſeine Blicke nicht von dem Leichnam abwenden, als ein Windſtoß, unter deſſen Gewalt die Barke beinahe umgeſchlagen wäre, ihn an ihre Lage erinnerte. Er zog ſchnell das Segel ein, eilte an's Steuerruder und gab dem Schiffe ſeine frühere Richtung wieder.

Gleich darauf bemerkte Bernhard ein großes Fahrzeug, das weder er noch Paul früher geſehen hatte, und eine Schaluppe, die ihnen entgegenfuhr.

Durch die Schaluppe an's Schlepptau genommen erreichten die Flüchtlinge bald die „Marie-Anna“, welche die engliſche Regierung in jene Gegend geſchickt hatte, um den franzöſiſchen Auswanderern die Flucht möglich zu machen. Der Kapitain ſtieg mit dem Wundarzt in die Barke hinab, und nachdem angeordnet worden war, daß der Leichnam Ferrand's in die Wellen verſenkt werde, wurde Bernhard an Bord des Schiffes gebracht. Seine Schmerzen ſchienen ſeit dem Tode des unglücklichen Schiffers ſich ſehr vermehrt zu haben.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Nachdem die „Marie-Anna“ die Küſte Englands erreicht hatte, lief ſie in die Mündung der Themſe ein und ſchiffte den Fluß hinauf nach London.

Eine zahlreiche Menge war am Landungsplatze verſammelt: es waren franzöſiſche Emigranten, welche ihre Unglücksgefährten empfangen und über das Schickſal ihrer Freunde Nachricht einziehen wollten, welche noch nicht ſo glücklich geweſen waren, der

Wachſamkeit der Regierung zu entkommen. Ein Gefühl unbeſchreiblicher Traurigkeit erfüllte das Herz Paul's beim Anblicke aller dieſer Opfer der Revolution, die zum größten Theile bisher in Ueberfluß gelebt hatten, nun aber genöthiget waren, das Brod der Barmherzigkeit zu eſſen. Paul erkundigte ſich bei allen nach der Gräfin Clairval, aber keiner konnte ihm die geringſte Auskunft über ſie geben.

„Was iſt nun zu thun?“ fragte er ganz troſtlos ſeinen Begleiter.

„Vor Allem dürfen wir den Muth nicht verlieren,“ antwortete ihm Bernhard. „London iſt nicht ganz England; es gibt noch viele Städte, in welchen ſich Emigranten befinden,“ und als Paul traurig den Kopf ſchüttelte, fuhr er fort:

„Wir dürfen uns nicht der Muthloſigkeit überlaſſen, wenn wir unſern Zweck erreichen wollen. In einigen Tagen wird mein Fuß ganz geheilt ſein, und dann wollen wir unſere Nachforſchungen beginnen. — Aber die Nacht bricht an, und wir müſſen eine Nachtherberge ſuchen.“

Paul ergriff den Arm Bernhard's, welcher trotz der Sorgfalt, welche man am Bord des Schiffes ſeinem verſtauchten Fuße gewidmet hatte, nur mit großer Anſtrengung gehen konnte, und ſie traten in eine enge Straße, welche ſich in der Nähe des Ufers befand. Sie waren kaum hundert Schritte gegangen, als ein junges Mädchen, welches an der Thüre eines Hauſes ſtand, ihnen zurief. Es war eine Franzöſin und, aus ihrer Ausſprache zu ſchließen, in der Bretagne zu Hauſe. Paul und Bernhard gingen auf ſie zu.

„Sie ſind gewiß Emigranten,“ ſagte das Mädchen, „und ſuchen eine Wohnung. Wenn Sie ein Zimmer in unſerm Hauſe annehmen wollen, welches noch frei iſt, ſo ſteht es Ihnen zu Dienſten; Frau Wilſon, meiner Herrin, wird es Vergnügen machen, Landsleute bei ſich aufzunehmen, welche dieſe unglückliche Zeit aus ihrem Vaterlande vertrieben hat.“

Es lag ſo viel Wohlwollen in dieſer Einladung, daß Paul ſie auch annehmen zu müſſen glaubte, und ſie traten in's Haus. Eine Frau, ſchon in hohem Alter ſtehend, empfing ſie mit gewinnender Freundlichkeit und führte ſie in einen kleinen Salon, der nach franzöſiſcher Weiſe meublirt war.

„Seien Sie mir willkommen, meine Herren,“ ſagte ſie; „Sie ſind gewiß mit der „Marie-Anna“ angekommen?“

„Ja, Madame,“ antwortete Paul, „wir kommen von Dieppe.“

„O, ich kenne dieſe Stadt ſehr gut; ich bin da erzogen worden. Sie ſind Katholiken? Ich bin ebenfalls Katholikin. — Doch ich vergeſſe, daß Sie Erfriſchung nöthig haben werden.“

Madame Wilſon entfernte ſich und kam bald wieder mit einer Platte zurück, auf welcher ſich eine Flaſche Wein und Kuchen befand.

„Die Franzoſen,“ ſagte ſie mit einem angenehmen Lächeln, „trinken nicht gern Bier und ich habe mich daher für meine Landsleute mit Wein verſehen.“

Da das Geſpräch einmal im Gange war, ging eine halbe Stunde vorüber, ohne daß Bernhard an ſeinen Fuß dachte. Da erneuerten ſich aber die Schmerzen und er bat, ihn in ſein Zimmer zu führen.

Madame Wilſon ließ ſogleich einen Wundarzt rufen und leiſtete Bernhard alle Dienſte, welche ſeine Schmerzen zu lindern vermochten.

Paul fand ſich allein beim Nachteſſen ein. Im Salon waren mehrere Franzoſen verſammelt, unter welchen ſich zwei Geiſtliche und eine Dame befanden. Madame Wilſon ſtellte ihnen ihren neuen Gaſt vor, und alle beeilten ſich um die Wette, dem jungen Manne ihre Theilnahme zu bezeigen.

Während dem Mahle ſprach man nur von Frankreich, ſo daß Paul ſich in ſein Vaterland verſetzt glauben konnte; aber auch von den Anweſenden konnte ihm keiner etwas von Heinrich Grandicourt ſagen.

Die Stunde der Trennung erſchien endlich und Paul begab ſich in ſein Zimmer. Bernhard ſchlief ſchon und auch Paul verfügte ſich zur Ruhe; aber der Schlaf floh ihn lange. Vergebens bemühte er ſich, die traurigen Gedanken zu entfernen, die ihn beängſtigten; er ſah immer Heinrich vor ſich entweder in dem düſtern Gewölbe eines Kerkers liegend oder die blutgetränkten Bretter eines Schaffotes beſteigend. Endlich gewann die Ermüdung des Körpers den Sieg, und er ſchlief ein.

Als er erwachte, war es heller Tag. Bernhard war ſchon aufgeſtanden und ſaß in einem Lehnſeſſel, den kranken Fuß auf einem Fußſchemel ausgeſtreckt.

„Ich bin erfreut darüber," ſagte er, „daß Sie gut geſchlafen haben."

„Nicht ſo gut, als Sie glauben, Bernhard," antwortete Paul; „ich habe ſchreckliche Träume gehabt, welche —"

„Eben nur Träume waren," fiel Bernhard ein. „Wenn Sie vernünftiger wären, würden Sie weniger Qualen empfinden. In einigen Tagen wird mir mein Fuß geſtatten, auszugehen, und wir werden dann etwas mehr wiſſen, als jetzt. Aber ſagen Sie mir, was haben Sie denn von den Herren erfahren, die Sie im Speiſeſaale trafen?"

„Leider nichts!" erwiderte Paul in tiefſter Niedergeſchlagenheit.

„War's dießmal nichts, ſo wird's ein anderes Mal ſein. — Sprechen wir von etwas Anderem. — Sie haben mich während unſerer Ueberfahrt über das Treiben meiner Schweſter gefragt; ich konnte Ihnen damals nicht antworten, ich will es jetzt thun; es wird Sie zerſtreuen. Katharina hat Ihnen ohne Zweifel geſagt, daß Geſpenſter, Poltergeiſter und andere ſpuckhafte Weſen allnächtlich im Parke von Grandicourt ihr Weſen treiben?"

„Ja, aber ſie hat mir nicht geſagt, was ſie davon denke; was übrigens den nächtlichen Lärmen betrifft, ſo habe ich ihn ſelbſt gehört.“

Bernhard lachte aus vollem Halſe und erwiderte endlich:

„Alſo Sie ſind auch getäuſcht worden, — nun das iſt herrlich! Katharina hat Ihnen geſagt, ſie habe eine Miſſion vom Himmel erhalten; ich will Ihnen ſagen, worin dieſe Miſſion beſtand. Es iſt eine gute Frau, meine Schweſter, wenn ſie aber von dieſer Sache im Ernſte mit Ihnen geſprochen hat, dann darf man wohl behaupten, daß es in ihrem Kopfe nicht ganz richtig iſt. Was liegt aber daran, wenn ſie nur ihren Zweck erreicht hat!“

„Sie hat alſo dieſe Gerüchte wohl ſelbſt verbreitet?“

„Daß ſie ſelbe verbreitet und zum Intereſſe des Herrn Marquis von Grandicourt ausgebeutet hat, finde ich ganz in Ordnung; aber Sie begreifen, daß es nicht hinlänglich iſt, von Geſpenſtern zu ſprechen, ſondern man muß den Lärmen, von dem geſprochen wird, auch wirklich hören. Katharina hat nun aber dieſen Lärmen auch ſelbſt hervorgebracht und Spuckgeiſter und dergleichen grauenvolle Geſtalten erſcheinen laſſen, welche alle die guten Leute in unſerer Gegend in Schrecken geſetzt haben, denn ſie ſind ſo abergläubiſch, daß ſie nicht den Muth gehabt haben, ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Uebrigens hat ſie auch nur ſtürmiſche Nächte zu ihren Geiſtererſcheinungen benützt. Von ihrem ſchwarzen Mantel bedeckt ſchlich ſie unbemerkt in den Park und ſchrie und heulte auf eine gräßliche Weiſe; dann begab ſie ſich an den Rand des Waldes, zündete eine Kienfackel an und beſchrieb über ihrem Kopfe Kreiſe damit. Wenn die Nacht nicht gar zu dunkel war, ging ſie bis in die Ebene hinaus, wo ſie plötzlich ihren Mantel fallen ließ und das weiße Kleid, welches ſie unter demſelben trug, ließ ſie bei ihrer hohen Geſtalt wie ein Geſpenſt erſcheinen, das plötzlich aus dem Schooße der Erde aufſtieg."

„Ich begreife nun die Zurückhaltung Ihrer Schweſter, wenn ich ſie um Enthüllung dieſes Geheimniſſes bat. Sie dachte wohl, daß Herr von Grandicourt ihr Benehmen nicht billigen werde."

„So iſt es."

„Hat ſie aber nicht befürchtet, daß einmal ein weniger Furchtſamer ſie auf der That betreffen werde?"

„Das hätte nichts zu ſagen gehabt, denn man hält ſie allgemein für verrückt. Es war nicht wohl denkbar, daß ein Fremder das Beſitzthum Grandicourt durch Kauf an ſich bringen werde, da das Schloß in Ruinen lag, und man durfte dieß nur von einem Landmanne erwarten. Jene von unſern Landleuten nun, welche gutgeſinnt blieben, werden nie ein Eigenthum an ſich kaufen, das ſeinem Beſitzer auf eine ſo ſchändliche Weiſe entriſſen worden iſt, und was die übrigen, zahlreicheren betrifft, ſo wird ihre abergläubiſche Furcht, mit Gewiſſensbiſſen verknüpft, ihnen die Luſt zum Ankaufe dieſer Güter wohl benehmen. Sie begreifen nun, Herr Paul, daß meine

Schweſter dieſe Geſpenſter im Intereſſe des Herrn Marquis und nur deßwegen erſcheinen ließ, um von dem Ankaufe dieſer Ländereien abzuſchrecken.“

„Ich zweifle gleichwohl, daß der Marquis jemals wieder in den Beſitz derſelben gelangen wird. Das Fieber, an welchem heut zu Tage das franzöſiſche Volk krank liegt, ſcheint nicht ſo bald vorübergehen zu wollen.“

„Ich möchte das Gegentheil behaupten; denn gerade dieſe Heftigkeit des Fiebers beweist, daß bald wieder ein Nachlaß desſelben eintreten wird. Gott ſtraft Frankreich zwar, aber er wird es nicht verlaſſen.“

Paul war angekleidet, als Madame Wilſon eintrat und, nachdem ſie ſich über das Befinden Bernhard's erkundiget hatte, zu Paul ſagte:

„Es iſt heute Sonntag. Nach dem Frühſtücke gehen wir in die katholiſche Kirche, um der Meſſe beizuwohnen. Vielleicht finden Sie dort Jemanden, der Ihnen die Nachrichten geben kann, welche Sie zu erhalten wünſchen.“

Nach dem Frühſtücke begab ſich Paul mit Frau Wilſon in die katholiſche Kirche. Es war ein altes Gebäude, welches früher zu einem Magazine gedient hatte. Ungefähr hundert Emigranten befanden ſich dort um einen kleinen hölzernen Altar verſammelt, auf welchem ſich nur ein Crucifix und zwei Leuchter befanden. Kein Gemälde zierte die Wand, kein Teppich bedeckte den Boden und doch umfaßte die Kirche Perſonen aus dem höchſten Adel Frankreichs.

Ein Prieſter von ehrwürdigem Ausſehen beſtieg die einzige Stufe des Altars und ſprach, nachdem er das Evangelium des Tages geleſen hatte, über die Ergebung des Chriſten im Unglücke rührende Worte. Nach der Predigt feierte der Prieſter das heilige Opfer und die tiefſte Verehrung und Andacht herrſchte unter den Anweſenden.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Kurze Zeit hierauf brachte Madame Wilſon einen in den gewöhnlichen Domeſtikenanzug gekleideten alten Mann auf das Zimmer, welches Paul und Bernhard bewohnten.

„Hier iſt Jemand,“ ſagte ſie zu ihm mit vor Freude ſtrahlendem Geſichte, „der Ihnen ſagen kann, wo ſich Heinrich von Grandicourt befindet.“

„Nun,“ rief Bernhard, „habe ich Unrecht gehabt, als ich behauptete, daß man mit Geduld in allen Dingen zum Ziele gelangen könne?“

„Was bringet Ihr uns für Nachrichten, guter Freund?“ fragte Paul ſchnell, ohne auf Bernhard zu hören.

„Mein Herr,“ ſagte der Mann, „ich befand mich vor nicht langer Zeit im Dienſte der Frau Gräfin von Clairval. Sie iſt aber vor Kummer geſtorben, und ich bin nach ihrem Tode nach London gereiſt, um da eine Stelle zu ſuchen.

„Und der Neffe der Gräfin, Heinrich von Grandicourt?“

„Iſt in Portsmouth geblieben.“

„Warum habt Ihr ihn verlaſſen?“

„Herr Heinrich hat ſeine Meinungen und ich die meinigen. Ich habe einen ſo großen Abſcheu vor Frankreich, daß ich durchaus keine Luſt habe, wieder dahin zurückzukehren.“

„Erklärt Euch deutlicher!“ ſagte Paul, der ſeine Ungeduld kaum zu mäßigen vermochte.

„Herr Heinrich hat ſeine Tante nach Portsmouth begleitet; aber ſeit ihrem Tode will er nicht mehr in England bleiben, ſondern mit Gewalt nach Frankreich zurückkehren, um zu ſehen, was aus ſeinem Vater geworden iſt, von welchem er ſeit langer Zeit nichts erfahren hat. Ich habe ihn verlaſſen, weil ich durchaus nichts mehr von Frankreich wiſſen will.“

„Nun wohl,“ ſagte Paul, „ich will Heinrich Nachrichten von ſeiner Familie geben.“

„O wie ſehr werden Sie ihn dadurch erfreuen, denn er hat ſehr viel gelitten, der arme gute Mann. Aber Sie dürfen keine Zeit verlieren, wenn Sie ihn noch in Portsmouth finden wollen. Er leidet ſehr an Heimweh und ſeine Geſundheit nimmt von Tag zu Tag mehr ab.“

Paul warf einen Blick auf den Fuß ſeines Begleiters, welchen dieſer bemerkte.

„Ich verſtehe,“ ſagte er, „Sie wollen ſehen, ob ich bald gehen kann. Noch eine Nacht wie die letzte, und ich werde wieder gut zu Fuße ſein; mein Wundarzt hat ſeine Sache beſſer gemacht, als ich gedacht habe. Wir machen unſern Weg ja auch nicht zu Fuß, und im Wagen werde ich mich ſo gut befinden, als im Bette.“

„Wir wollen die Poſt nehmen, mein Freund, und ich werde Sorge tragen, daß Du einen bequemen Platz erhältſt.“

Am darauffolgenden Tage befand ſich Bernhard wieder um Vieles beſſer, eine Poſtchaiſe kam, und unſere Freunde reiſten ab.

Heinrich befand ſich, wie der alte Diener geſagt hatte, in einem Zuſtande von Schwäche, welcher ſeine Freunde zu beunruhigen begann, und die Furcht, ferne von ſeinem Vater und ſeiner Schweſter ſterben zu müſſen, vermehrte ſein Uebel. Eine tiefe Melancholie hatte ſich ſeiner bemächtigt, und anſtatt die Geſellſchaft ſeiner Freunde aufzuſuchen, wanderte er einſam am Ufer des Meeres, ſtets die ſehnſuchtsvollen Blicke nach Frankreich richtend.

Heinrich war eben ausgegangen, als Paul und Bernhard in Portsmouth ankamen. Bernhard erkundigte ſich nach dem einſamen Orte, wo Heinrich ſich gewöhnlich ſeinen Träumereien überließ, und ging, um ihn aufzuſuchen und ihm die Anweſenheit ſeines jungen Freundes anzuzeigen. Er fand ihn endlich nach langem Suchen am Meeresufer an einen Felſen gelehnt.

Starr vor ſich hinblickend und die Arme über der Bruſt gekreuzt war der junge Mann ſo ſehr in Gedanken vertieft, daß er nicht bemerkte, wie die Fluth immer mehr zunahm und ihn bald zu erreichen drohte.

„Mein Herr,“ rief ihm Bernhard zu, indem er ihn beim Arme nahm, „Sie ſcheinen nicht zu bemerken, daß das Meer immer höher ſteigt und Sie bald von allen Seiten umgeben wird.“

„Ach, ob ich heute oder morgen ſterbe, daran liegt nichts!“ ſagte Heinrich mit einer Stimme, aus welcher völlige Muthloſigkeit und Niedergeſchlagenheit ſprach. „Doch ich merke eben,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „daß ich da eine Dummheit ausgeſprochen habe, denn der Menſch darf ſein Leben, das ihm der Schöpfer gegeben hat, nicht ſelbſt abkürzen. Ich danke Ihnen, mein Herr!“

Nach dieſen Worten wollte er ſich entfernen, aber Bernhard hielt ihn zurück und fragte ihn: „Entſchuldigen Sie, ſind Sie nicht Heinrich von Grandicourt?“

„Ja!“ antwortete trocken der junge Mann.

„Sie haben einen Freund, welcher Paul Chabot heißt?“

„So iſt es, aber wer hat das Ihnen geſagt?“

„Er ſelbſt.“

„Sie kennen ihn alſo?“

„Ich habe ihn erſt heute geſehen.“

„Er befindet ſich alſo hier?“ rief Heinrich, deſſen Augen plötzlich von einem Feuer, wie ſeit lange nicht, glänzten. „O ich bitte Sie, führen Sie mich ſchnell zu ihm!“

„Hören Sie mich nur einen Augenblick an; ſetzen wir uns!“

Nun ſetzte Bernhard den jungen Grandicourt nach der nöthigen Vorbereitung von allem in Kenntniß, was er ſchon lange zu wiſſen wünſchte.

„Ich erkenne in allem, was Sie mir da erzählen, das Herz Paul's; aber ſagen Sie mir: wer ſind Sie ſelbſt?“

„Ich bin der Bruder der alten Katharina, von welcher ich Ihnen erzählt habe.“

„So iſt es denn wahr, daß keine Wohlthat unbelohnt bleibt. Als ich der armen Frau in Valence zwei Thaler gegeben habe, dachte ich nicht daran, daß dieſe Frau einſt meinen Vater von dem Tode erretten und daß ihr Bruder bis nach England kommen werde, um mir dieſe guten Nachrichten zu überbringen. — Aber kehren wir in die Stadt zurück, mein Freund Paul wird mich mit Ungeduld erwarten.“

Heinrich und Bernhard kehrten nun in die Wohnung des erſteren zurück, wo Paul ſie mit Ungeduld erwartete. Die beiden Freunde hatten einander kaum erblickt, als ſie ſich in die Arme ſtürzten und Thränen der Freude vergoſſen.

„O wie danke ich Gott,“ rief Heinrich voll Entzücken aus, „daß er mir noch das Leben erhalten hat; ich habe meinen Freund wiedergefunden und werde nun bald auch meinen Vater und meine Schweſter an's Herz drücken!"

„Ich möchte, daß dieſes noch heute geſchehen könne, aber Gott allein iſt Herr der Ereigniſſe. Die Stunde, wo Dir die Freude zu Theil werden wird, die Deinigen zu umarmen, iſt noch nicht ſo nahe, als Du glaubſt."

„Du täuſcheſt Dich, mein Freund! Morgen geht eine engliſche Brigg nach Sizilien ab, und wir wollen auf derſelben abreiſen. Befinden wir uns einmal an der Küſte von Italien, dann begeben wir uns nach Genua und gelangen von da bald nach Savoyen."

„Und Du fürchteſt die Beſchwerniſſe der Reiſe, und beſonders in dieſer Jahreszeit, nicht?"

„Seit einer Stunde, mein Freund, befinde ich mich viel beſſer, und Du wirſt ſehen, daß ich mich in kurzer Zeit ganz hergeſtellt fühlen werde. Kommt alſo, wir wollen im Hafen den Kapitän der Brigg aufſuchen."

Im Hafen fanden ſie den Befehlshaber der Brigg, Kapitän Thomkins, und die Sache war bald abgemacht. Heinrich traf ſeine Vorbereitungen, und noch am Abende des nämlichen Tages begaben ſie ſich an Bord der Brigg „Prinz Eduard".

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Kanonenſchuß weckte Heinrich aus ſeinem Schlafe auf. Seit langer Zeit hatte er nicht ſo gut geſchlafen, als in dieſer letzten Nacht, die er in England zubrachte. Er begab ſich auf das Verdeck, wo ſich Paul und Bernhard ſchon befanden, um die Bewegungen des Schiffes mit anzuſehen, welche bei der Abfahrt mit demſelben vorgenommen wurden. Ein dichter Nebel breitete ſich über das Meer und über die Küſte aus, die Stadt Portsmouth lag noch in tiefem Schweigen begraben, und man hörte am Bord des „Prinz Eduard“ nur das Geräuſch des Tackel- und Segelwerkes und die eintönigen Kommandoworte, welche der Abfahrt eines Schiffes vorangehen.

Der Anker wurde endlich gelichtet, ein zweiter Kanonenſchuß ertönte über die Wellen hin und das Fahrzeug ſuchte mit vollen Segeln das hohe Meer zu gewinnen.

Der Tag verging freudig, und der Kapitän und ſeine Offiziere gaben ſich alle Mühe, den Reiſenden ſo viele Unterhaltung zu gewähren, als ihnen nur möglich war.

Am Abende ſchien der Kapitän nachdenkend zu werden; er verließ oft die Kajüte, um auf’s Deck zu ſteigen, und er kam immer düſterer zurück. Paul fragte den Kapitän nach dieſer Veränderung und dieſer antwortete:

„Ein franzöſiſches Corſarenſchiff wurde vor einer Stunde ſignaliſirt und ich fürchte, wir werden morgen früh gezwungen ſein, einige Grüße mit ihm zu wechſeln.“

„Glauben Sie nicht, daß es uns noch an dieſem Abende angreifen wird?“

„Nein, aber es kommt uns immer näher, es ſcheint ein beſſerer Segler zu ſein, als der „Prinz Eduard“.

„Wenn es beſſer ſegelt, ſo mag es wohl auch weniger ſtark ſein.“

„O dieſe Franzoſen wagen Alles! Es iſt mir auch nicht um mich zu thun, ſondern ich wünſchte nur, Ihnen das Mißvergnügen zu erſparen, ſich Ihren Landsleuten gegenüber zu ſehen.“

Am andern Morgen meldete der Offizier der Wache dem Kapitän, daß das franzöſiſche Schiff ſich mit vollen Segeln nähere. Der Kapitän ging auf's Verdeck, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen, und als er wieder zu unſeren Freunden zurückkehrte, ſagte er ihnen, daß er einen Kampf für unvermeidlich halte.

„Ich hoffe übrigens doch noch,“ fügte er bei, „daß Sie mit der bloßen Furcht davon kommen werden. Wäre es anders, dann würde ich Sie mehr als mich beklagen, und wünſchte, Sie nicht auf mein Schiff genommen zu haben.“

„Ich zweifle nicht an unſerm Siege,“ ſagte der Schiffslieutenant Schmidt, ein junger Mann, voll Vertrauen; „wir werden dieſen Königsmördern zu antworten wiſſen. Dieſe Herren werden uns wohl ihre Hilfe nicht verſagen; Waffen haben wir für ſie.“

„Verzeihen Sie,“ erwiderte Heinrich mit edlem Stolze. „Es iſt genug, daß es Landsleute ſind, um uns von dem Kampfe ferne zu halten. Wären es keine Franzoſen, würden wir Ihnen mit Vergnügen unſere ſchwachen Dienſte zur Verfügung ſtellen. Wir kennen zwar das Loos, welches uns erwartet, wenn wir gefangen genommen werden ſollten, aber man ſoll doch nicht von uns ſagen, daß wir gegen Frankreich in den Reihen ſeiner Feinde kämpfen.“

„Bravo, bravo!“ rief der Kapitän; „das heißt als franzöſiſcher Kavalier geſprochen. Bleiben Sie alſo nur in der Kajüte, meine Freunde, während wir uns oben ſchlagen.“

Schon während der Nacht hatte man alles zum Kampfe vorbereitet. Die Kanoniere ſtanden bei ihren Stücken, die Offiziere auf ihrem Poſten und das tiefſte Stillſchweigen herrſchte auf dem Schiffe. Der Kapitän entſchloß ſich, den Angriff zu erwarten; er wollte aus Rückſicht für ſeine Paſſagiere den Kampf nicht zuerſt beginnen.

Der Franzoſe hatte inzwiſchen alle Segel aufgezogen. Bald ſchoß er eine Kanone ab; die Kugel drang durch das große Segel und fiel in’s Meer.

„Das iſt ein Anfang, der etwas verſpricht,“ ſagte der Kapitän des „Prinz Eduard“; „doch noch Geduld! Seht, der Kapitän ergreift ſein Sprachrohr; ich glaube ihn noch aus dem amerikaniſchen Kriege zu kennen; es iſt der Chevalier Morand.“

In dieſem Augenblicke hörte man von dem feindlichen Schiffe herüber rufen: „Streicht euere Flagge!“

„Soll ich auf dieſe Aufforderung antworten?“ fragte der Oberkanonier.

„Nein!“ antwortete der Kapitän, und beobachtete dabei ruhig die Bewegungen des Feindes.

Dieſer ſchoß nun eine volle Lage ab.

„Nun,“ ſagte der Kapitän, „wenn es denn ſein muß, ſo wollen wir ihm antworten.“

Das Zeichen wurde gegeben: auf der ganzen Linie des Steuerbordes ſah man einen Feuerſtreifen, dem ein gewaltiger Donner folgte. Der Kampf hatte begonnen.

Der franzöſiſche Kommandant wußte recht gut, daß ſein Schiff nicht im Stande ſei, das Feuer eines ſo ſtarken Fahrzeuges, wie die Brigg war, lange auszuhalten. Nachdem er alſo die erſte Ladung, die ihm glücklicherweiſe nicht viel Schaden gethan, ausgehalten hatte, rückte er kühn vorwärts, um dem Engländer ſo nahe als möglich auf den Leib zu rücken und einen Kampf Mann gegen Mann hervorzurufen.

Mehr beſchäftigt mit dem Schickſale ſeiner Paſſagiere, als mit ſeinem eigenen, verſuchte Kapitän Thomkins wiederholt, ohne Kampf zu entkommen, aber ſeine Hoffnung wurde getäuſcht. Der Franzoſe manövrirte ſo geſchickt, daß nach Verlauf einer Viertelſtunde ſein Vordertheil an die Seite der Brigg ſtieß und das Tauwerk beider Schiffe ſich ineinander verwickelte.

„Entert!“ rief der Franzoſe, und ſogleich ſtürzen, wie von einer wahnſinnigen Wuth angetrieben, ſeine Leute vorwärts, erklimmen die Schanzverkleidungen und werfen ſich auf die Engländer mit einem Ungeſtüm, daß dieſe den Kopf verlieren und ſich in Unordnung an das andere Ende des Schiffes zurückziehen.

Das Niedermetzeln der Engländer durch die Franzoſen begann, als Kapitän Thomkins dem Kommandanten der letzteren ſeinen Degen überreichte und zu ihm ſagte:

„Ich bin Ihr Gefangener, Chevalier; machen Sie nun dem Blutbade ein Ende!“

Kapitän Morand gab Befehl zum Zurückzuge; allein er konnte ſich nur ſchwer Gehorſam verſchaffen.

Als die Gemüther etwas zur Ruhe gekommen waren, dachte er an die Verwundeten. Man brachte ſie auf’s Zwiſchendeck, verband ihre Wunden, warf die Todten in’s Meer und wuſch das Verdeck, das mit Blut bedeckt war.

Beide Befehlshaber verſammelten nun ihre Leute, welche im Kampfe verſchont geblieben waren, und Kapitän Thomkins ließ ihnen Erfriſchungen reichen.

Während die Seeleute beider Nationen, vergeſſend, daß ſie einen Augenblick vorher nur daran gedacht hatten, die Einen den Andern Tod und Verderben zu bereiten, nun miteinander wie alte Kameraden tranken, ſah man den Lieutenant Schmidt erſcheinen. Er war bleich wie der Tod und zitterte noch an allen Gliedern.

„Ei, Herr Schmidt,“ fragte Kapitän Thomkins, „wo waren Sie denn bis jetzt? Ich habe Sie nicht auf Ihrem Poſten geſehen.“

Der junge Offizier ſchlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

„Sie hatten ſich ohne Zweifel verſteckt?“

„Ich befand mich bei Herrn von Grandicourt,“ antwortete der Lieutenant mit einem boshaften Blicke, der die ganze Schwärze ſeiner Seele abſpiegelte.

„Was wollen Sie damit ſagen? — Ah ich begreife. Ich muß Ihnen ſagen, daß Sie ein Elender ſind! Ich ſage dieß in Anweſenheit des Chevalier Morand, damit er nicht glaube, daß alle Engländer Ihnen gleichen. Sie haben die heiligſten Pflichten der Gaſtfreundſchaft verletzt, indem Sie eben den Namen eines unglücklichen jungen Mannes verriethen, der ſich unter unſern Schutz begeben hat. Entfernen Sie ſich, und wenn Sie jemals wieder die Freiheit erlangen, ſo wagen Sie nicht, den engliſchen Boden zu betreten, denn ich würde Ihre Feigheit laut verkünden.“

„Sie haben alſo franzöſiſche Emigranten am Bord?“ fragte Morand.

„Ja, ich habe es Ihnen noch nicht geſagt, weil ich Sie vorher in eine Stimmung verſetzen wollte, einen Akt der Großmuth und der Milde zu üben. Was den Sohn des Marquis von Grandicourt betrifft, ſo war meine Abſicht, ich geſtehe es, Ihnen aus ſeinem Stande ein Geheimniß zu machen. Da

Sie dieſen aber nun kennen, ſo gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß ſich Herr von Grandicourt benommen hat, wie es ſich für einen Edelmann geziemt. Er hat es ausdrücklich verweigert, an unſerm Kampfe Theil zu nehmen, weil er, wie er ſagte, die Waffen nicht gegen ſein Vaterland führen wolle. Er iſt während dem mit zwei andern Franzoſen, ſeinen Freunden und Begleitern, unter dem Verdecke geblieben.“

„Und wo wollte er ſich ausſchiffen?“

„In Italien, um ſich nach Savoyen zu begeben, wo ſich ſein Vater befindet.“

„Ich habe Achtung vor dem Unglücke, und bitte Sie, ihm zu ſagen, daß er von mir nichts zu beſorgen hat.“

Kapitän Thomkins eilte ſogleich fort, um die drei Emigranten zu holen. Man ſah an ihren Mienen keine Spur von Furcht. Mit edlem Anſtande näherten ſie ſich dem Kapitän Morand und Heinrich ſagte zu ihm:

„Kapitän, wir übergeben uns Ihnen auf Gnade und Ungnade. Sie wiſſen, wer ich bin; was meine Begleiter betrifft, ſo gebe ich Ihnen mein Wort, daß ſie durchaus nichts hindert, in ihr Vaterland zurückzukehren.“

Dieſe Aeußerung bedurfte einer Erklärung: Heinrich befriedigte durch Beantwortung der an ihn geſtellten Fragen den Kapitän vollkommen, und dieſem gefiel ſein Edelmuth ſo wohl, daß er zu ihm ſagte:

„Herr von Grandicourt, Sie und Ihre Freunde haben edel gehandelt, und ich betrachte Sie auch nicht mehr als Gefangene. Sie ſind frei, werden mir aber“ — ſetzte er lächelnd hinzu — „Geſellſchaft leiſten müſſen, wenn ich an Frankreichs Küſte lande, was in nicht ferner Zeit geſchehen wird.“

Nachdem an Bord der beiden Schiffe alles in Ordnung gebracht worden war, ließ Kapitän Morand das Schiff der franzöſiſchen Küſte zuſteuern und ſtieg oberhalb Royans an's Land. Hier erhielten unſere Freunde auf Verwendung des Kapitäns Morand Päſſe und ſetzten ihren Weg fort.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Obwohl Heinrich's Geſundheit augenſcheinlich ihrer völligen Beſſerung zuſchritt, ſo wollte Paul doch, daß man einige Tage in Lyon verweile, damit ſein Freund ſich von den Anſtrengungen der Reiſe erhole.

Heinrich's Ungeduld, ſo bald als möglich zu ſeiner Familie zu kommen, war aber ſo groß, daß er, allen Vorſtellungen ſeiner Freunde entgegen, darauf beſtand, die Reiſe ſogleich fortzuſetzen.

Unſere Freunde fanden zu Chambery den Abbé Visconti, welchen ein Brief Paul's von ihrer bevorſtehenden Ankunft unterrichtet hatte, und am Abende darauf trafen alle vier zu St. Jean an.

Wir wollen nicht verſuchen, die Freude zu ſchildern, welche der Marquis empfand, als er ſeinen Sohn Heinrich an ſeine Bruſt drückte. Doch er vergaß auch Jene nicht, denen er dieſes Glück verdankte.

Während er Paul in ſeine Arme ſchloß, ſagte er mit Thränen zu ihm:

„Ich habe von deiner Schweſter erfahren, lieber Sohn, was Du deiner ſterbenden Mutter geſchworen haſt. Du haſt mehr gethan, als deine Pflicht forderte. Ja, Du haſt die Schuld der Dankbarkeit mehr als zu ſehr bezahlt. O mein Kind, möge Dir der Himmel das Glück ſchenken, das Du verdienſt! Aber deine gute Mutter betet für Dich im Himmel und der Segen Gottes wird Dir nicht gebrechen.“

„Und Ihr, mein guter Bernhard,“ fuhr er, ſich zu Bernhard wendend, fort, „auch Ihr und euere Schweſter habt die kleine Gabe, die Ihr in Valence von meinen Kindern empfangen, auf die edelmüthigſte Weiſe vergolten. Ich werde niemals vergeſſen, was ich Euch ſchuldig bin, es gibt aber Dienſte, welche alles Gold der Welt nicht würdig genug zu vergelten vermag, und zu dieſen Dienſten gehören jene, die Ihr meiner Familie erwieſen habt.“

„Nun,“ fuhr der glückliche Greis fort, „nun wollen wir Gott für die Gnade danken, daß er uns alle wieder vereiniget hat!“

Alle knieten nun vor dem Crucifixe nieder, vor welchem Paul ſeiner Mutter ſeinen Schwur geleiſtet hatte, und mit tief gerührtem Herzen und mit Thränen in den Augen dankten ſie dem Herrn für die Wohlthaten, mit denen er ſie überhäuft hatte.

* * *

Als der Sturm der Revolution ausgetobt hatte und die Grenzen Frankreichs ſich wieder den Verbannten öffneten, kehrte auch Marquis von Grandicourt wieder in ſein Vaterland zurück. Die Liſt Katharina's hatte ihm ſein Beſitzthum erhalten, aber er konnte ſich nicht entſchließen, ſein Schloß wieder aufzubauen, ſo ſehr hatte ſich die Erinnerung an das beklagenswerthe Ende des alten Marſenne in ſeinen Geiſt und in ſein Herz eingeprägt. Einen Theil ſeiner Ländereien überließ er Bernhard und ſeiner Schweſter Katharina als Eigenthum.

Heinrich und Paul begaben ſich bald darauf nach Paris, um ihre ſo oft unterbrochenen Studien zu vollenden. Clotilde blieb mit Marianne bei ihrem Vater, und die beiden jungen Mädchen blieben ſeine Freude und ſein Glück und fuhren fort, Schmerzen zu lindern und Thränen zu trocknen, und allen Unglücklichen, die ſie fanden, Beiſtand zu leiſten.

[illegible] er von [illegible] [illegible] sie dem [illegible] für die Wohlthaten, mit denen er sie überhäuft habe.

4.

Als der Sturm der Revolution ausgetobt hatte und die Grenzen Frankreichs sich wieder den Verbannten öffneten, kehrte auch Marquis von Grand[illegible] wieder in sein Vaterland zurück. Die [illegible] hatte man ihm seine Besitzungen erhalten, aber er konnte sich nicht entschließen, sein Schloß wieder aufzubauen. Es war [illegible] sich die Erinnerung an das [illegible] [illegible] des alten [illegible] in seinem [illegible] und in sein Herz eingeprägt. Einen Theil seines Vermögens überließ er Bernhard und seiner Schwester Katharine als Eigenthum.

Heinrich und Emil begaben sich bald darauf nach Paris, um dort ihre so oft unterbrochenen Studien zu vollenden. Mathilde blieb mit [illegible] bei ihrem Vater, und die beiden jungen Mädchen suchten jetzt [illegible] sein Glück und [illegible] [illegible], Schmerzen zu lindern, Thränen zu trocknen, und allen Unglücklichen, die sie kannten, Beistand zu leisten.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brug, Franz Maria,

Der kleine Kaminkehrer oder Wohlthun trägt Zinsen eine Erzählung für die reifere Jugend ; mit einem Stahlstiche

Augsburg [1872]

Paed.pr. 540
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11017282-7